Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 47 **Marburg i. H., den 18. November** **1909**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3.15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Der große Tag. Gedicht — Der Gott der Lebendigen — Einige Bemerkungen über Geschichte und Glauben — Aus Luthers Römerbriefkommentar. Zweites Stück — Sterben. Gedicht — Die Düsseldorfer Ausstellung für christliche Kunst und ihre Beurteilung. Erstes Stück — Noch ein dänisches Wort über Nordschleswig — Verschiedenes: Hilfe für Adana; Zu dem Artikel über die Bergwerke in Nr. 46; Die Kirche und der Arbeiterstand (Drews); Die Unkirchlichkeit der Gemeinden (Stock); Wandsprüche des Künstlerbundes Karlsruhe; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Der große Tag

1. Thessalonicher 4, 16—18

Vergiß dich nicht, o Herz, in deinem Leid.
Gedenke an den Tag der Herrlichkeit!
Er sei in Kampf und Tränen dir gewiß,
Dein Stern in Finsternis.

Der Tag des Glanzes, ewig — wandellos —
Da du ins Lichte staunest stumm und groß,
Da die Gestalten, die du bang entbehrt,
Dir auferstehn — verklärt.

Wohl bebt vor dunkler Rätsel Last und Wucht
Das Herz, und fragt nach seiner Leiden Frucht.
Doch Schmerz ist Saat, dem seine Ernte reift
Einst, wenn dein Herz begreift.

Anna Dix

Der Gott der Lebendigen

Hinter uns liegt Allerseelen, vor uns liegt das Totenfest.

Es ist Herbst geworden, ein feuchter, dumpfer, müder Herbst. Das ist die Zeit der trüben, schmerzlichen Gedanken, das sind die grauen Tage wehmütigen Erinnerns und stillen Entsagens auf Hoffnung und auf Freude.

Wie anders war es noch vor wenigen Wochen, welch schönes Bild ewig junger Hoffnung durfte damals unser Auge schauen! Wir gingen an dem Friedhof vorüber. Da standen Mann und Frau vor einem frischen Hügel, sie schmückten eines teuren Vaters Grab: stille, ernste, feiervolle Trauer lag auf ihren Mienen. Nun aber wandten sie sich um, da spielten auf einem Wiesenfleck ihre blondgelockten Kinderchen: sie hatten Wiesenblumen gesucht und mit der unschuldigen Zier einander geschmückt. Welch ein Strahl von Glück und Seligkeit glänzte bei diesem Anblick auf den ernsten Gesichtern der schwarzgekleideten Eltern! Wir gingen tiefgerührt weiter und bewegten in unsern Herzen dies liebliche, verheißungsvolle Symbol ewig erneuten Lebens.

Ach, es war ein trügendes Symbol. Das eine der Kinder, das unter ihnen das lebensvollste und lebensfrohste war, die Wonne Aller, die es sahen, liegt heute schon selbst unter dem grünen Rasen, auf dem es eben noch so harmlos und so fröhlich spielte. Und wenn jetzt jenes Paar das väterliche Grab besucht, so haften ihre gramumflorten Augen auf dem kleinen Hügel und dem kleinen Kreuzchen, unter dem nun ihre beste Hoffnung liegt. Sie wagen kaum einander anzusehen, und nur die zuckende Hand verrät, welch harter, hoffnungsarmer Kampf das wunde Herz verzehrt.

Es ist grauer Herbst geworden, und der dunkle Winter steht dicht vor der Tür. Wo findet unsere Seele einen bleibenden Grund, und ein nie verlöschendes Licht? Wo findet sie Etwas, das nicht bloß Schein und Bild der Hoffnung ist, sondern das Wesen selber und die Wahrheit?

Heute ist es Zeit, an eines der letzten Worte Jesu zu gedenken. Die Sadduzäer sind gekommen, die vornehmen reichen Priester, die Weltkinder, deren Herz viel zu satt und träge, deren Seele ohne Schwung und aufwärts strebende Kraft ist: sie können nicht glauben, sie können nur spotten. Sie spotten über den Glauben an die Auferstehung und ein ewiges Leben: sieben Männer haben hier ein Weib gehabt, wem wird sie im Himmelreich gehören? — Armselige Spötter mit eurem kümmerlichen Witz, schwachherzige Toren mit euren dürftigen Begriffen! Wer sagt euch denn, daß Gott nicht mehr sei, als ihr begreifen könnt, und seine Ewigkeit nicht besser, als diese Erdenwelt! Im Himmelreich wird es keine menschliche Bedürftigkeit und Gebrechlichkeit mehr geben, da sind sie wie die Engel Gottes. Ihr aber kennt nicht die Kraft Gottes und wißt nicht, daß Er der Gott der Lebendigen ist!

Welch köstliches tröstliches Wort von der Kraft des lebendigen Gottes, von seiner lebendig machenden Kraft. Ohne solchen Glauben ist diese Zeit des Gedenkens an unsere Toten trostlos, unerträglich öde und leer. Oder soll es uns ein Trost sein, daß sie in unsern Herzen leben? oder daß wir aus ihrem Leid gelernt haben, daß ihr Tod uns gelehrt hat, das Leben wirklicher, tiefer, ernster aufzufassen? Gewiß, diesen Segen kann ein Entschlafener uns noch übers Grab spenden. Aber darf dies Alles sein? Mögen wir es ertragen, daß unsere Entschlafenen nichts sind als ein Opfer für uns? Sollen wir leben von dem Opfer derer, die uns lieb gewesen sind? — Gott sei Dank, daß wir eine wahre, eine lebendige Hoffnung haben. Wohl kann und soll der Heimgang unserer Lieben uns ein Segen werden: er rüttelt unsere trägen Seelen auf, er zwingt uns, zu ringen um das höchste Gut des Glaubens, er mahnt uns, schon jetzt in dem Unsichtbaren und Ewigen zu leben. Aber hinter all diesen Mahnungen und Weisungen steht doch der große Trost: sie leben ihm Alle, Ihm, dem Gott der Lebendigen, und durch Ihn auch uns.

Ihr herzbetrübten, ihr müden und verzagten Seelen, nehmt dies große Wort von der Kraft Gottes, von dem Gott der Lebendigen als ein Samenkorn in eure Seelen auf: laßt es wurzeln und wachsen, blühen und Früchte bringen. Malet euch gern aus, so weit eure Phantasie reicht, wie es in der schönen Ewigkeit aussehen wird. Nur vergeßt nicht, daß es heißt: was kein Auge gesehen und was kein Ohr gehört, was in keines Menschen Herz gekommen ist. Denn darin besteht die wunderbare Gotteskraft, daß sie etwas ganz Neues schafft, ein neues Leben, das höher ist als alle Vernunft. Und vergeßt das Andre nicht, wer einst ewig leben will, muß hier schon Ewigkeitsgesinnung lernen: Schickt das Herze da hinein, wo ihr ewig wünscht zu sein.

H S

Einige Bemerkungen über Geschichte und Glauben

1

Daß der fromme Glaube beständig mit geschichtlicher Forschung in Berührung kommt, sehr häufig in eine unliebsame, braucht in unserm historischen Zeitalter nicht erst nachgewiesen zu werden. Unzähligen erscheint ja heute die „historische Auffassung" wie das Lösungswort bei allen möglichen religiösen Problemen. Andere wieder, auch sie zahlreich genug, sträuben sich gegen das Hineintragen des Historischen in ihre Frömmigkeit und verbrauchen viel Kraft im Ringen mit diesem Gegner. Wenige aber machen sich klar, was Geschichtsforschung denn eigentlich kann, wo sie zu Ende ist, und wie wenig wirkliche Geschichte in so manchem steckt, was man Geschichte nennt.

Was will denn eigentlich historische Untersuchung? Sie will feststellen, was gewesen ist. Historiker würden freilich diese Begriffsbestimmung von vornherein vielleicht recht mager nennen. Sie würden hervorheben, daß die tiefere Aufgabe darin liegt, den inneren Zusammenhang der Ereignisse aufzuweisen, die Art und das Wirken der Persönlichkeit gegenüber dem äußerlichen Vorgange an's Licht zu bringen und ähnliches mehr. Das ist gern zugegeben. Gewiß bleibt aber dabei, daß alle tieferen Aufgaben der Historie jene einfachere zur Voraussetzung haben, zunächst einmal festzustellen, was gewesen ist. Erst müssen wir die tatsächlichen Vorgänge der Vergangenheit kennen und wissen, wie sie sich abspielten, ehe wir mit unserm Urteile weiter eindringen können. Und bei dieser einfacheren Aufgabe der Geschichtswissenschaft wollen wir im Folgenden einmal stehen bleiben, es ist genug über sie zu sagen.

Die Feststellung dessen, was früher gewesen ist, beruht auf irgendwelchen Mitteilungen aus der Vergangenheit. Schon darin liegt eingeschlossen, daß diese Feststellung niemals mit einer absoluten Sicherheit erfolgen kann. Greifbar gewiß läßt sich das, was einmal vergangen ist, nie wieder vor uns hinstellen. Wir müssen vielmehr den Mitteilungen aus der Vergangenheit immer einigermaßen Vertrauen entgegenbringen. Es gibt nun eine große Zahl solcher Mitteilungen, welche derart sind, daß kein Urteilsfähiger ihnen sein Vertrauen versagt. Daraus ergeben sich die sogenannten feststehenden historischen Tatsachen, über die man sich allgemein ziemlich einig ist. Daß Luther oder Columbus gelebt haben und daß ein dreißigjähriger Krieg stattgefunden hat, wird niemand im Ernste bezweifeln, wenn sich auch einmal jemand den Scherz erlaubte, es anzufechten. Aber hinter diesen feststehenden Tatsachen beginnt ein unabsehbares Gebiet, in welchem es für unser Auge immer nebelhafter wird. Denn die Vergangenheit hat uns in einem sehr verschiedenen Grade mit Beweismaterial zur Feststellung dessen, was einst geschah, versehen. Wo nun das Beweismaterial knapper und brüchiger wird, da setzt bekanntlich erst so recht die historische Arbeit, sofern sie feststellen möchte, was gewesen ist, ein; aber da beginnt nun eben auch ein sehr gefährliches Terrain.

Es ist ein zufällig verlaufender Prozeß gewesen, durch den uns die Zeugnisse der Vergangenheit erhalten sind. Für gewisse Ereignisse und Persönlichkeiten fließen daher die Quellen reichlich, für andere schwach, für einige garnicht. Gewisse Zeugnisse sind glaubwürdiger, andere weniger zuverlässig, noch andere sicher falsch. Mit Notwendigkeit ergibt sich daraus eine Unzahl von Fällen, wo das Wirkliche nicht mehr festzustellen ist. Hier nun begnügt sich der Forscher mit dem Wahrscheinlichen. Wie gewinnt er dies Wahrscheinliche? Er argumentiert einzig von dem Material aus, welches sich (zufällig) erhalten hat. Je unzureichender es ist, desto mehr wird es nach allen Seiten gewendet, mit allem Spürsinn durchsucht, vieles wird urgiert, was an sich nur wie ein Strich und Stäubchen erscheint, es wird haarscharf nach allen Gesetzen der Logik und Psychologie unterschieden, alles wird auf die Goldwage gelegt. Schließlich ergibt sich als Fazit des aus dem vorhandenen Materiale gebildeten Exempels: so und so wird es gewesen sein. Gewiß, nach den noch zu fassenden Anhaltspunkten ist dies Resultat wahrscheinlich. Aber im Grunde ist damit doch wenig gesagt. Dies Wahrscheinliche beruht auf einem eng begrenzten, zufällig erhaltenen Beweismaterial. Es liegt doch auch für den Forscher selbst auf der Hand, daß irgend ein Mehr oder Weniger von Quellenmaterial seine Wahrscheinlichkeitsrechnung ändern würde, und der Fortschritt wissenschaftlicher Bemühungen bestätigt das täglich, indem neue Funde so häufig alte Resultate über den Haufen werfen. Nur vergißt man meistens, daß die neuen Berechnungen, welche gern triumphierend anheben mit: „Wir wissen aber jetzt . . .", daß sie nicht sicherer sind als die alten, indem sie gleichfalls nur Wahrscheinlichkeiten bieten, die ein paar Stützpunkte mehr gefunden zu haben meinen. — Ein Anderes ist noch ernster, obwohl weniger ins Auge fallend. Wir vergessen sehr leicht, daß Wahrscheinlichkeiten das wirkliche Leben durchaus nicht immer beherrschen. In der Wirklichkeit geschieht häufig genug das Unwahrscheinliche, das was die, welche es erleben, als ganz unberechenbar überrascht, was allen Anzeichen der Umgebung und der Umstände entgegentritt. Insbesondere Persönlichkeiten und ihre Entschlüsse, ihre Fähigkeiten, ihr Verhalten zu einander sind inkommensurable Größen. Trotzdem mißt man sie gewöhnlich einfach mit dem Wahrscheinlichkeitsmaße. Und dies Wahrscheinlichkeitsmaß wird gewöhnlich von dem heutigen Durchschnittsmenschen hergenommen, trotz aller gerühmten Objektivität der Geschichte. Es kann eben niemand aus seiner Haut fahren. Unser Geschmack, unser moralisches Urteil, unsre geistigen Fähigkeiten und unser ganzer Horizont spielen da nur allzuschnell mit hinein. Das heißt aber nicht mehr: feststellen, was früher gewesen ist.

Alle Wahrscheinlichkeitsurteile der geschichtlichen Forschung sind streng genommen unbrauchbar für den eigentlichen Zweck der Geschichte. Sie helfen uns nicht mehr, festzustellen, was wirklich gewesen ist.

Nicht selten aber ist nun der Geschichtsforscher in einer noch schlimmeren Lage. Es kommen nämlich Stellen genug in der Vergangenheit vor, wo die Quellen völlig versiegen. Und leider sind die Punkte, über welche wir dann einfach im Dunkeln gelassen werden, nicht immer nur unwichtige Punkte. Die Umstände, welche über Erhaltung oder Vernichtung von Quellenmaterial entschieden, waren gleichgültig gegen Wichtig oder Unwichtig. Der Historiker kann das nicht sein. Er wird vielmehr, wenn es sich um wichtige Dinge handelt, sein Aeußerstes daran setzen, das Dunkle dennoch aufzuhellen. Da beginnt dann die Arbeit historischer Phantasie und Kombination. Hier gilt indes offenbar in verstärktem Grade, was wir vorhin über die Wahrscheinlichkeitsrechnung sagten. Konstruierte Linien sollen aus dem Vorher zu dem Nachher hinüberführen durch ein gänzlich unbekanntes Gebiet. Dem kritischen Denken muß dabei doch sofort aufgehen, daß es sich hier nur um Möglichkeiten handelt. Manchmal ließen sich zwei oder noch mehr solcher Linien konstruieren. Das wirkliche Leben aber mag grade eine solche gezogen haben, die kein Scharfsinn von heute mehr nachzieht. Möglichkeiten bedeuten für den, welcher nach wissenschaftlichen Resultaten der Geschichtsforschung fragt, d. h. danach, wie sich die Ereignisse in der Vergangenheit abgespielt haben, einfach nichts.

2

Wer nun in der historischen Forschung, die uns alle hier am meisten angeht, nämlich in der Untersuchung der biblischen Bücher, sich nur etwas gründlicher umgesehen hat, der wird mir zugeben, daß grade bei ihr jene Scheinresultate, die man als Wahrscheinlichkeits- oder Möglichkeitsberechnung bezeichnen muß, einen breiten Raum einnehmen. Bei den biblisch-historischen Untersuchungen reicht sehr oft das Material, womit der Historiker arbeiten muß, zur Sicherung von Ergebnissen einfach nicht hin. Derselbe Streifen Pergament, aus welchem uns die Probleme entgegentreten, soll auch zugleich die Lösung geben. Denn so liegt die Sache doch meistens tatsächlich. Ueber die Einzelheiten, welche bei der Exegese der biblischen Bücher und damit bei allen darauf fußenden Gesamtdarstellungen problematisch sind, können wir fast immer nur entscheiden mit Hilfe der Texte selbst. Was man an ferner liegendem Material heranzieht, und wenn man alle Weisheit Arabiens, Assyriens und Babyloniens, Aegyptens, Inschriften und Ausgrabungen von allen Seiten her, religionsgeschichtliche Analogien von dem ganzen Erdball her zu Hilfe nimmt: es hilft doch nur sehr von weitem und läßt sich

nicht mit Sicherheit auf das Einzelproblem, welches da etwa aus dem persönlichen Leben eines David oder eines Jesaia oder eines Paulus hervorschaut, anwenden. Dies Einzelproblem bekommt seine bestimmte Beleuchtung nur aus dem Bibeltext selbst. Wenn es sie bekommt! Aber wie häufig spricht der Text selbst nicht deutlich genug! Wie häufig erheben sich aus ihm nur Fragen ohne Antworten! Immer wieder durchackert man dann das Feld dieser Texte, aber immer wieder steht man nur vor Wahrscheinlichkeiten oder Möglichkeiten. Daher die auffallende Erscheinung, daß ganz entgegengesetzte Erklärungen, beide von „wissenschaftlicher" Seite, nicht einmal einander gegenübertreten, sondern sich dauernd einander gegenüber halten, keine die andre wirklich widerlegen kann, jede der andern unter Umständen Mangel an wissenschaftlicher Fundamentierung vorwirft und die gegnerischen Gründe angeblich klar widerlegt, ohne daß sie doch einen Moment widerlegt sind. Diese tragikomische Lage der Dinge, welche manch offener Kopf schon als Student deutlich genug empfindet, ist nicht bloß und nicht der Hauptsache nach daraus zu erklären, daß die Entscheidungen in biblischen Fragen mit der religiösen Position des Forschers zusammenhängen; diese starke Einmischung des persönlichen Standpunkts wird vielmehr erst möglich durch jene andere Grundursache, daß nämlich das Material auf jenem Gebiete für wirklich zu gewinnende historische Resultate eben oft nicht hinreicht.

Ein speziell zu beachtendes Symptom dieses Leidens scheint mir die schnelle Verallgemeinerung des Urteils auf Grund einer einzigen Stelle des Textes zu sein. Man begegnet diesem zweifelhaften Verfahren wieder und wieder bei positiven wie bei kritischen Gelehrten. Natürlich, die so kärglichen bestimmten Angaben über eine im ganzen dunkle Persönlichkeit oder Geschichtsperiode müssen ja nach Kräften nutzbar gemacht werden, und so gibt man diesen vereinzelten Notizen die denkbar größte Tragweite. Ein anderes Symptom bilden die bisweilen verhüllt, bisweilen auch ganz offen auftretenden Geschmacksurteile. Dieser und jener Text kann nicht richtig sein, weil solch eine Bemerkung „geschmacklos" wäre. Diese oder jene Erzählung wird als unhistorisch hingestellt, weil sie „geschmacklos" sei. Es ist aber doch bisher gewiß noch nicht zur Evidenz erhoben, daß Frömmigkeit und Geschmack, daß wirkliche Vorgänge und Geschmack immer mit einander wandeln. Mit unserm Geschmack befinden wir uns am äußersten Rande der Subjektivität. In solchen Urteilen wird schon derjenige sehr vorsichtig werden, welcher die Veränderlichkeit des heutigen Geschmacks in verschiedenen Völkern und Kulturen einmal näher beobachtet hat.

3

All diese Erwägungen sind dem Historiker natürlich nichts Neues. Er läßt sich dennoch nicht von seinen Fährten abbringen, auch von den unsicheren nicht. Es liegt im Zusammenhange historischer Arbeit, daß man auch mit Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten sich zu tun macht, ja, daß wohl einmal einer sein ganzes Leben an die Verfolgung einiger schattenhaften „Vielleicht" setzt. Das ist Beruf, das ist Interesse. Aber wovor die obigen Erwägungen uns alle bewahren sollten, das ist dieses: daß wir uns so gar schnell mit gebundenen Händen an Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten als an wirkliche Geschichte ausliefern. Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten sind keine geschichtlichen Tatsachen, wenn sie auch noch so eng mit ihnen verschmolzen werden zu einem „historischen" Gesamtbild.

Es mag sein, daß die gebildeten Kreise, für welche die historisch-kritische Theologie ihre Resultate heutzutage vor allem zu popularisieren sucht, von dieser Sachlage schon ein gewisses Gefühl haben. Wenn der Verweis auf den „historischen Jesus" nicht selten ausgesprochener Ablehnung begegnet, so liegt dem unter anderm wohl auch das Gefühl zu Grunde, daß die Gestalt, welche mit solchem Nachdruck und solcher Beredsamkeit als geschichtlich angeboten wird, genauer betrachtet keine wirklich geschichtliche Gestalt, sondern eine Konstruktion sei. So steht die Sache in der Tat. Konstruiert wird heute freilich nicht mehr so sehr an dem äußeren Lebensabriß. Bei dem hat man allmählich zugegeben, daß er nicht mehr rekonstruierbar ist. Aber konstruiert wird mit um so größerem Eifer die Persönlichkeit, ihre Ideenwelt, ihre sittlich religiöse Eigenart. Natürlich ist nicht zu leugnen, daß wir dafür eine ganze Reihe fester Anhaltspunkte besitzen. Aber zu historischer Sicherung des Ganzen reichen diese Anhaltspunkte doch nicht hin, sondern man verfährt dabei vielfach gewaltsam, indem man zufällige Einzelheiten unverhältnismäßig betont, Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten aus dem Sicheren ableitet und sie ruhig in das Ganze mit hineinbaut. Niemand kann ja doch leugnen, daß von dem, was Jesus wirklich geäußert und erlebt hat, in unsern Evangelien kaum ein Hundertstel erhalten ist, auch wenn wir nur an die Zeit seines öffentlichen Auftretens denken. Wir lesen das, was die Evangelien enthalten, in ein paar Stunden. Wo bleiben die tagelangen Reden der Wirklichkeit? Wo bleiben die unzähligen Erlebnisse, durch welche er dahingegangen sein muß? Ist denn nun grade das Wenige, was sich erhalten hat, das Charakteristische? Würden zehn Seiten mehr von seinen Worten uns nicht Züge enthüllen können, über die wir doch recht erstaunt, ja selbst verlegen sein würden beim Hinblick auf das Bild, welches wir gewöhnlich von ihm aufstellen? Haben wir doch jetzt schon manche Worte, die recht seltsam für sich stehen und dem üblichen Gesamtbilde nur schwer eingefügt werden können (z. B. Matth. 21, 19. Luk. 12, 14). Ferner aber ist eben so wenig zu leugnen, daß sich in die Ueberlieferung seiner Worte fremde Töne gemischt haben. Es wäre aber ein aussichtsloses Unternehmen, auf den verschiedenen Seiten Einigung darüber erzielen zu wollen, wie weit das Fremde geht. Hier gilt wieder ganz besonders, daß dazu keine genügenden Beweisgründe in unserm Besitze sind. Geschichtliche Resultate im strengen Sinn gibt es nicht einmal bei so wichtigen Fragen wie die nach dem authentischen Wortlaute des Vaterunser oder der Spendeworte des Abendmahls.

Liegen die Dinge aber so, dann scheint daraus nur die eine Folgerung sich zu ergeben, daß wir die Person Jesu Christi eben fahren lassen müssen. Historisch sicher zu stellen ist sie nicht, dann kann sie auch nicht mehr Grundlage unseres Christentums sein. Also ein Christentum ohne Jesum Christum. Wieweit das durchzuführen ist, will ich hier nicht erörtern. Ich möchte aber vielmehr daran erinnern, daß es doch noch einen anderen Weg gibt auch von dem Standpunkte aus, daß die historische Gestalt Jesu nicht mehr mit Sicherheit rekonstruierbar ist.

4

Wir erleben damit nämlich an der Person Jesu Christi zunächst nichts Anderes, als was nachdenkende Menschen an vielen andern Stellen der Geschichte (und auch an wichtigen) zugeben müssen, daß nämlich Geschichte im Grunde ein Mysterium ist. Sie ist das trotz aller Bemühung der Historiker, sie aufzuhellen, sogut wie die Natur ein Mysterium bleibt trotz allem, was unsre Naturwissenschaft über sie sagen kann. Je nachdem wie weit ein Mensch in die Tiefen seines eigenen Lebens und in die Tiefen seiner Gegenwart hinabzutauchen vermag, ist er auch fähig, die Tiefen des vergangenen Lebens zu ahnen. Aber wirklich rekonstruieren können wir das Vergangene nicht wieder. Die Forschung bringt viel Einzelheiten wieder herauf. Manchmal fügt sich allerlei Einzelnes auch noch wieder zu größeren Bildern zusammen; aber diese Kunst des Wiederzusammenfügens versagt doch viel häufiger, als die Geschichtsbücher offen eingestehen, sie versagt um so mehr, je stärker das persönliche Element hervortreten müßte. Grade die reiche, mächtige Persönlichkeit ist etwas selbst für die Mitwelt Mysteriöses, sie ist, wenn sie einmal in die Vergangenheit hinabgesunken ist, so gut wie unerreichbar, unaufdeckbar. Gewisse Reste stehen nur noch von solchem Sein. Diese Reste deuten wir Heutigen uns. In unserm Geiste führen wir daraus wieder ein Ganzes auf, aber nicht als ob das die Geschichte sei, die einmal wirklich war, sondern als eine Geschichte, die hätte sein können. Obwohl viel Uebereinstimmung dabei herrscht, so gibt es doch auch weite Strecken, wo jeder mehr oder weniger seine eigenen Wege geht in solcher Neubildung der Vergangenheit. Geschichtliche Kenntnisse und Schärfe des Blicks bedingen wohl eine gewisse Abgrenzung des Festeren von dem Unsicheren, aber innerhalb seiner Grenzen bewegt sich der Einzelne frei.

Bei der ganz ungewöhnlichen Erscheinung Jesu Christi und bei der großen Dunkelheit, die über seinem Leben liegt, bleibt hier gerade ein sehr weiter Raum für die Freiheit der Auffassung jedes Einzelnen. Es sei mir gestattet, mich darüber in etwas persönlicherem Tone auszusprechen.

Geschichtliche Bildung und eine gewisse Gebundenheit der ganzen Anlage ziehen auch mir natürlich jene Grenzen, von denen ich eben redete. Aber soweit diese Grenzen des von mir als historisch unumstößlich Empfundenen mich nicht hindern, greife ich kräftig und zuversichtlich hinein in die evangelischen Berichte, kümmere mich wenig um wissenschaftliche Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, sondern benutze, was ich vorfinde, um meinem Jesusbilde lebendige Gestalt und Farbe zu geben. Ich gehe aber auch ruhig hinaus über das direkt in den Evangelien Erzählte. Zunächst einmal tue ich das in der äußeren Lebensführung Jesu. Denn ganz gewiß ist da viel gewesen, was die Berichte nicht bringen, was mir aber, wenn ich es mir vorstelle, hilft, eine echte, farbenfrische Gestalt zu gewinnen. Ganz gewiß hat Jesus auch gelacht, obwohl wir davon nichts lesen; er hat wohl auf dem Boden des Berghanges hingestreckt gelegen, er hat gelechzt unter dem Strahl der Sonne, er hat den Stimmen der Vögel gelauscht, er hat die Sternbilder der Nacht gesehen, der Blitz hat sein Auge geblendet, er hörte den Donner rollen, er wurde durchnäßt vom Regenguß; er hat an den Verkaufsständen der Straßen verweilt; sein Fuß hat sich gestoßen an Steinen des Weges, ihn hat gefroren in der Winterkälte, er hat, sich zu wärmen, am Feuer gesessen; diese und tausend andere Züge eines Menschenlebens seiner Tage und Verhältnisse, wenn auch keiner von ihnen in den Evangelien bezeugt ist, sind sie weniger möglich und wahrscheinlich als die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten historischer Forschung? Sie sind es mehr! Doch das sind Aeußerlichkeiten. Aber dann Anderes! Auch in dem, was ich an geistigem Lebensinhalt von Jesu nehme, gehe ich zwar aus von den in den Evangelien berichteten Worten und Handlungen, bleibe aber nicht bei diesen Berichten stehen. Ich suche ihre tiefere Resonanz wiederzufinden. Nicht in historischem Sinne. Das scheint mir unmöglich. Es lebten Kräfte, Erkenntnisse, Empfindungen in ihm, es war in ihm ein Weben inneren Lichts, ein Umgang mit Unsagbarem, wie das alles heute historisch einfach nicht wieder heraufzuholen ist. Aber wenn ich nun die tiefste Resonanz des Lebens suche, das mich heute umgibt, das mein eigenes Leben ist, und verbinde sie mit dem, was mir aus seinem Leben erhalten ist, so beginnt dies Erhaltene mir alsbald in einem eigenen Glanze zu leuchten. Ich bemerke eine eigentümliche Spannkraft und Tiefe in seiner Persönlichkeit, die mir erschlossen wird dadurch, daß ich überhaupt das Dasein in seinen Tiefen zu erfassen suche. Das Leben Jesu belebt sich mir von der Gegenwart aus. Man könnte sagen: ich lege alles Beste, das ich in meinem Leben erreichen kann, in Jesus hinein. Indes, nein, ich hole es auch tatsächlich aus ihm heraus. Denn das ist das Merkwürdige, daß die Ueberreste, die von seinem Dasein stehen geblieben sind, es in der Tat möglich machen, eine ganze Welt aus ihm herauszuholen. Das ist es, was eben meinen Glauben an ihn wieder so gewaltig stärkt, den Glauben, daß er in Wirklichkeit etwas unbegreiflich Mächtiges in sich getragen haben muß, daß Gott in ihm etwas ewig neu Befruchtendes in die Menschheit hineingestellt hat. Könnte ich das Einzelne, welches hierher gehört, an dieser Stelle ausführen, so würde man mir dabei vielleicht bald eine gewisse Einseitigkeit anmerken und vorwerfen. Diese Einseitigkeit, diese Subjektivität gebe ich zu; ohne sie scheint es mir nie abzugehen, wenn „Christus in uns Gestalt gewinnen" soll. Diese Einseitigkeit scheint mir das notwendige Korrelat dazu, daß Jesus sich eben wirklich mit der lebendigen Persönlichkeit von heute verbindet und diese Persönlichkeit mit ihm.

Man wird mir einwenden: Damit machst du die Gestalt Jesu ja zur lautersten Konstruktion. Vorhin warfst du der geschichtlichen Forschung Konstruktion vor, — hier gehst du selbst doch noch viel weiter. Freilich. Der Unterschied ist nur, daß ich das nicht für Geschichte ausgebe, sondern betone, daß es nicht Geschichte, daß es Glaube ist. Denn der Glaube, welcher in der Gegenwart Gott gefunden hat, der ist es schließlich, welcher Gott auch im Mysterium der Geschichte und in der Person Jesu Christi finden lehrt.

Glaube ist wohl immer einer der Faktoren, die mitarbeiten an der Herstellung unserer „historischen" Gebilde. Wirkliches Wissen liefert nur Umrisse, Anhaltspunkte, bei der Umkleidung solcher Knochen mit Fleisch und Blut wirkt Glaube mit. Wer seinen Goethe kennt, dem wird dabei vielleicht jene Aeußerung einfallen, die er in den Gesprächen mit Eckermann unter dem 15. Oktober 1825 tat, wo er beklagt, daß die historische Kritik so schädlich sei, weil sie „entweder Falsches für Wahres verbreite oder durch ein ärmliches Wahre uns um etwas Großes bringe, das uns besser wäre." Er fährt dann fort: „Bisher glaubte die Welt an den Heldensinn einer Lucretia, eines Mucius Scävola und ließ sich dadurch erwärmen und begeistern. Jetzt aber kommt die historische Kritik und sagt, daß jene Personen nie gelebt haben, sondern als Fiktionen und Fabeln anzusehen sind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was sollen wir aber mit einer so ärmlichen Wahrheit? und wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug sein, daran zu glauben."

Diese Betrachtungsweise hat, scheint mir, ihr gutes Recht als ein Korrektiv zu der einseitig wissenschaftlichen Behandlung der Vergangenheit. Sie hat um so mehr Recht, je dunkler das Tatsächliche ist und je mächtiger persönliche Probleme und persönliches Ringen sich in den Tatsachen melden. Bei der Person Jesu Christi kann man meines Erachtens gar nicht anders als mit dem Glauben das hervorholen, was da verborgen liegt.

Man ist auch tatsächlich, soviel ich sehe, nie anders verfahren. Einen „historischen Jesus Christus" hat es für den Christen nie gegeben. Schon als die Evangelien entstanden, verwob man fremde Gesichtspunkte, eben Glauben, in das dort von ihm entworfene Bild. Die Lehre aller späteren Dogmatik nimmt zwar die Evangelien im ganzen als Geschichtsquelle, aber ihr Christusbild ist darum durchaus keine einfache historische Ableitung aus dieser Quelle, sondern es bildet sich aus Glauben (wobei Gedanken des Paulus u. A. die Hauptrolle spielen) und lehnt sich, sogut das gehen will, an die „Geschichte" der Evangelien an. Wir stehen heute anders zu den Evangelien. Sie in der alten Harmlosigkeit als Geschichtsquelle anzusehen, das vermögen wir nicht mehr. Aber aus ihnen jetzt einen historischen Jesus herausdestillieren wollen als Resultat wissenschaftlicher Untersuchung, das wäre noch viel schlimmer. Die moderne Betonung eines historischen Jesus scheint mir, recht verstanden, nur die Zurechtrückung jener Grenzlinien zu bedeuten, innerhalb deren der Mensch von heute den Jesus seines Glaubens zu suchen hat und mit gutem Gewissen suchen kann. Das wirkliche Jesusbild aber schafft der Glaube.

Heinrich Hackmann

Sterben

Ich sah den Tod vor einem Menschen stehn,
Schwer lag die Knochenhand auf seinem Haupt.
Der Kranke röchelte. In heißem Flehn
Rief er zu Gott, an den er einst geglaubt.
Geglaubt — dann riß des Lebens wilder Tanz
Ihn fort zu falschem Schein, erlognem Glanz.

Ich sah den Tod vor einem Menschen stehn,
Die Sichel zuckte widerwillig nur.
Das war kein Sterben, war ein Auferstehn,
Ein Wiederfinden einst betretner Spur:
Ein Mensch, der kämpfend, ringend immerdar
Im Leben, ach wie oft, gestorben war.

W F

Aus Luthers Römerbriefkommentar

2

Wie kann ohne des Gesetzes Werke die Rechtfertigung vor sich gehen und aus des Gesetzes Werken keine Rechtfertigung erfolgen, wo es doch Jakobus 2 [V. 26] deutlich heißt: Der Glaube ohne Werke ist tot? oder Paulus Galater 6 [vielmehr 5, V. 6] sagt: Der Glaube, der durch die Liebe wirkt? Antwort: Der Apostel unterscheidet zwischen Gesetz und Glaube, Buchstabe und Gnade, so auch zwischen ihren Werken. Gesetzeswerke nennt er die, welche ohne Glauben und Gnade geschehen aus dem Gesetze, das durch Angst [vor Strafe] dazu treibt oder auch lockend zeitlichen Lohn verheißt. Werke des Glaubens aber nennt er die, welche aus dem Geiste der Freiheit allein aus Liebe zu Gott geschehen. Und diese können nur durch den Glauben Gerechtfertigte vollbringen; Gesetzeswerke aber wirken zu dieser Rechtfertigung nicht mit, im Gegenteil, hindern sie schwer; denn sie lassen den Menschen nicht sich selbst als ungerecht und bedürftig der Rechtfertigung beurteilen. (II, 84 f.)

Es kann vorkommen, daß ein „Gerechter" nach dem Gesetze und Buchstaben schönere und gleißendere Werke tut als ein aus Gnaden Gerechter. Aber dennoch ist er um des willen nicht gerecht, er wird vielmehr dadurch gehindert, zur Gerechtigkeit und den Werken der Gnade zu kommen. (II, 85)

Wenn wir uns sorgsam betrachten, werden wir immer in uns Reste des Fleisches finden, durch die wir zu uns selbst hinneigen und dem Guten widerstreben, geneigt zum Bösen. Wären solche Reste der Sünde nicht in uns, würden wir rein Gott suchen, so würde gewiß rasch der Mensch sich auflösen und seine Seele zu Gott emporfliegen. Aber daß sie nicht emporfliegt, ist ein Zeichen, daß sie noch an der Leimrute des Fleisches klebt, bis sie durch Gottes Gnade losgelöst wird; das ist im Tode zu erwarten. Inzwischen müssen wir immer seufzen mit dem Apostel: Wer wird mich erlösen von dem Tode dieses Leibes? (II, 94)

Kein Heiliger beurteilt oder bekennt sich als gerecht, sondern er bittet immer, gerechtfertigt zu werden, und wartet darauf; deshalb wird er von Gott für gerecht geachtet, denn Gott sieht die Demütigen an. (II, 95)

Dadurch allein werden wir selig, daß wir, behaftet mit Sünde und in Sünde lebend, Schmerz darüber empfinden und zu Gott um Befreiung seufzen. (II, 96)

Deshalb folgt nach der Bitte „Geheiliget werde Dein Name" (das geschieht durch die Heiligung unseres Ich von Uebeln und Sünden) die andere: „Dein Reich komme", weil die volle Heiligung erst in Deinem [Gottes] Reiche erfolgt. Aber es kommt nur durch Anfechtungen. Deshalb folgt: „Dein Wille geschehe", wie Christus im Garten betete zur Zeit der Anfechtung. (II, 96)

Niemand darf sagen: „Sind die Sünden durch Christus hinweggenommen, gut, so wollen wir tun, was uns beliebt, Niemand kann jetzt sündigen." Gnade und Verzeihung sind nicht zum Sündigen und beliebig Handeln geschenkt. (II, 98)

Wer so wie der Apostel [Phil. 3, 13] mit Herz und Hand sucht, der ist zweifellos gerade durch seine Bitte um Rechtfertigung und seine Ueberzeugung, nicht gerecht zu sein, schon bei Gott gerecht. (II, 101)

Es ist ein Unterschied zwischen Sünder und Sünder. Es gibt Sünder, die bekennen ihre Sünden, sehnen sich aber nicht nach ihrer Rechtfertigung, verzweifeln vielmehr und sündigen weiter als Menschen, die im Tode verzweifeln müssen und im Leben der Welt dienen. Wiederum gibt es Sünder, die bekennen ihre gegenwärtige und vergangene Sünde, aber sie tragen Leid darüber, hassen sich selbst, sehnen sich nach Rechtfertigung, suchen sie beständig und seufzen nach Gerechtigkeit zu Gott! Die sind Gottesvolk, das fortgesetzt über sich selbst das Kreuzesgericht trägt. Genau so gibt es einen Unterschied zwischen Gerechten und Gerechten. Einige betonen ihr Gerechtsein, sehnen sich nicht nach Rechtfertigung, erwarten vielmehr ihre Belohnung und Krönung. Andere wissen von ihrem Gerechtsein nichts, fürchten Verdammung und ersehnen die Rechtfertigung. Daß wir also Sünder sind, schadet nichts, — wenn wir nur mit aller Kraft nach der Rechtfertigung streben. (II, 101)

Wir müssen in Sünden bleiben und in Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit seufzen um die Befreiung aus ihnen. Wie ein Rekonvaleszent, der allzu schnell gesund werden will, sicher einen um so schwereren Rückfall erleiden kann — langsam müssen wir geheilt werden und kleine Schwächen eine Zeit lang noch ertragen. (II, 102)

„Gott glauben" schließt in sich, immer und allenthalben glauben. (II, 103)

Weil die Heiligen ihre Sünde immer im Auge haben und die Gerechtigkeit von Gott nach seiner Barmherzigkeit erflehen, deshalb werden sie auch von Gott immer als „gerecht" angesehen! Also in ihren eigenen Augen und in Wahrheit sind sie ungerecht, vor Gott aber wegen des Bekenntnisses ihrer Sünde als gerecht angesehen; in Wirklichkeit sind sie Sünder, gerecht aber durch Ansehung des barmherzigen Gottes; ohne es zu wissen sind sie gerecht, mit Wissen ungerecht, Sünder in Wirklichkeit, gerecht aber in Hoffnung. (II, 105)

Wunderbar und süß ist daher Gottes Barmherzigkeit; für Sünder und Nicht-Sünder achtet er uns zu gleicher Zeit; die Sünde bleibt und bleibt gleichzeitig nicht. (II, 106)

Es geht uns wie einem Kranken, der dem Arzte, der ihm volle Gesundheit in Aussicht stellt, glaubt, inzwischen seinem Gebote folgt und in Hoffnung auf die versprochene Genesung von allem Verbotenen sich enthält, um nicht den Genesungsprozeß zu hemmen und die Krankheit zu steigern, bis der Arzt sein Versprechen erfüllt. Ist ein solcher Kranker etwa gesund? Nein, krank zugleich und gesund, krank in Wirklichkeit, aber gesund kraft der festen Verheißung des Arztes, dem er glaubt, der ihn schon als gesund vor sich sieht, weil er gewiß ist, daß er ihn heilen wird. (II, 108)

Die Düsseldorfer Ausstellung für christliche Kunst und ihre Beurteilung

1

Wer da weiß, wie schwer und verantwortungsvoll es ist, ein Kunstwerk der Gegenwart objektiv und gerecht zu beurteilen, muß immer wieder staunen, mit welcher Sicherheit Laien in einer Kunstausstellung nach rechts und links hin loben und tadeln, mit welcher Unbedenklichkeit sie besonders verurteilen. Erlaubt sich ein Fachmann ein anderes Urteil, so ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß ihm Unbescheidenheit und Anmaßung vorgeworfen wird.

Nur zögernd folge ich daher der Ermutigung des Herausgebers, mich meinerseits vom kunstwissenschaftlichen Standpunkt über diese Ausstellung zu äußern. Und doch bin ich dankbar für die Gelegenheit zu dieser Antikritik, weil leider wieder die Kunst den Schaden von der Laienkritik hat, die Kunst und die Künstler, auf die es gerade ankommt, die gerade bedeutend sind. Seitdem mit dem neunzehnten Jahrhundert die unselige dilettantische Kunstkritik in allen möglichen Zeitschriften und fast allen Zeitungen aufkam, ist die Kunstgeschichte voll von dem Schaden, den grade die schöpferische Kunst dadurch erlitten hat, von dem bitteren Unrecht, das grade den Trägern der lebendigen Entwicklung zugefügt wurde.*) Deshalb ist es eine ernste Pflicht der Kunstwissenschaft, sich grade der Gegenwartskunst sehr eingehend und gewissenhaft anzunehmen. Denn sie allein ist im Besitz einer objektiven Methode der Wertung.

Aus dem Bericht von Johannes Manskopf in Nr. 32**) habe ich mit aufrichtigem Bedauern gesehen, wie weit auch ein kunstliebender moderner protestantischer Theologe doch noch von einer freudig bejahenden Zustimmung zu dem entfernt ist, was unsere moderne Kunst schon geschaffen hat und was sie heute will und kann. Ich habe mich nach anderen Stimmen von dieser Seite umgehört und Traubs „Ernsthafte Plaudereien" über die Düsseldorfer Ausstellung sehr aufmerksam gelesen.***) Hier fand ich zu meiner Freude weit mehr Verständnis für die moderne Kunst, auch mehr Orientierung über die ganze heutige Lage der Kunst in Deutschland, ein ganz anderes Miterleben, Mitarbeiten an der Kultur, die ja ganz wesentlich in den Werken liegt, welche unsere modernen bildenden Künstler schaffen. Denn darüber kann doch kein Zweifel sein: die ästhetische Seite dieser Kultur liegt heute vor allem in der bildenden Kunst. Sie hat heute die bedeutendsten Potenzen, die stärksten treibenden Kräfte, das höchste Durchschnittsniveau. Darum ist ihr Wohlergehen auch so ungeheuer wichtig.

Beide, Manskopf und Traub, sind Theologen, also dem Religiösen, Christlichen, Kirchlichen in dieser Kunst gegenüber gewiß kompetent. Es wäre sehr lehrreich gewesen, wenn sie hierüber sich eingehend ausgesprochen hätten. Gegenüber dem Künstlerischen in dieser Kunst, allem, was in das Bereich des Wie und der Qualität fällt, sind sie Laien. Leider haben sie sich nun nicht auf das Theologische beschränkt, sondern fortwährend an den Kunstwerken als solchen Kritik geübt, oft hart und scharf verurteilt und kurz abgetan — und gerade dabei fehlgeschossen.

*) Noch in den achtziger Jahren begann eine Kritik über Thoma, den heute Gefeierten und sogar vielfach Ueberschätzten, in einer großen Tageszeitung: „Meister Klex hat wieder ausgestellt." Dies nur ein Beispiel für viele.

**) Unser verehrter Mitarbeiter muß sich freundlichst einmal diese Polemik gefallen lassen. Ich stelle mich mit ihm unter das Gericht. Andre Freunde bekommen auch ihr Teil ab. Aber es handelt sich nicht um Personen, sondern um die Sache. Ich bin der Ueberzeugung, daß wir von der Strafrede unsers Marburger Fachmannes nur lernen können. D. H.

***) Christliche Freiheit Nr. 28—36.

Manskopf sagt gegen Schluß seines Berichts, es sei „die Aufgabe aller Kritik, das Echte, Reine vom Unechten, Unreinen zu scheiden." Von der Anlegung eines (sehr subjektiven) ethischen Maßstabes an Kunstwerke einmal ganz abgesehen: unter dem angeblich „Unechten" findet man bei ihm ein Werk von Trübner und unter dem angeblich „vielen Echten und Guten" sehr viel, was künstlerisch weder echt noch gut ist. Hier werden die Dinge also zum Teil geradezu auf den Kopf gestellt, weil ein Laie die wirklichen Kriterien für die Wertunterschiede eben nicht kennt. Den angeblichen Unterschied zwischen „Form- und Geisteskunst" *) anderseits kennt die Kunstwissenschaft nicht. Alle Kunst ist Form, und für den Künstler ist der „Geist der Dinge" häufig etwas Anderes, als für den nur verstandesmäßig-literarisch, oder nur ethisch, aber nicht ästhetisch gebildeten Laien. In dieser gering geschätzten „Form" an sich können die höchsten künstlerischen Werte liegen, und der als nicht ausreichend befundene „farbige Schimmer der äußeren Erscheinung" kann sehr viel „Geist" enthalten, sogar im religiösen Bild sehr wesentlich sein. (Farbensymbolismus in Rembrandts Spätstil z. B.) Wer verächtlich von „Linien- und Farbenkünsten" spricht, erweckt leicht den Verdacht, daß ihm das Eigentliche der bildenden Kunst verschlossen ist. Aehnliche Vorwürfe werden ja mit Vorliebe gegen sehr bedeutende Kunstwerke erhoben, deren Formensprache besonders ungewohnt und persönlich ist, von dem gewohnten konventionellen Durchschnitt stark absticht. (Z. B. Michelangelos Jüngstes Gericht.) Der Schuldige ist dann aber der Beschauer, der diese Sprache nicht versteht.

Der Wert oder Unwert von Kunstwerken liegt ausschließlich in künstlerischen Dingen. Davon macht auch die religiöse Kunst keine Ausnahme.**) Ich wage deshalb zu behaupten, daß auch die religiöse Kunst von einem Kunstgelehrten sachkundiger und besser beurteilt werden kann, als von einem Theologen, und kann auf den spezifisch christlichen Maler Rembrandt hinweisen, der als religiöser Genius von einem Kunstgelehrten am tiefsten ergründet worden ist, von Karl Neumann, während die von Theologen geschriebenen Kunstgeschichten ausgesprochen dilettantisch sind. (Bürkner, Frantz, Kuhn; auch Kraus ist in seinem großen Werke trotz aller Gelehrsamkeit in der Wertung Dilettant.)

Nichts ist bezeichnender für alle Dilettantenkunstkritik, als der halb oder ganz mißverstandene Gebrauch der Terminologie. Diese Begriffsverwirrung ist in dem neunzehnten Jahrhundert des Historismus mit seiner Verachtung des logischen Denkens auch in der Wissenschaft tief eingerissen und noch nicht völlig überwunden. Man kann nicht „abstraktesten Idealismus" und „krassesten Naturalismus" einander gegenüberstellen, weil das Begriffe zweier verschiedener Reihen sind. Idealismus und Realismus bezeichnen in der Kunst das Was, Stilisierung und Naturalismus das Wie. Und eine der wichtigsten kunstwissenschaftlichen Erkenntnistatsachen ist die, daß es für den Wert eines Kunstwerkes vollkommen gleichgültig ist, welchem dieser Ismusse es angehört. Darum ist der so häufige Laientadel „krassester Naturalismus" so bezeichnend und so falsch. Warum ist denn immer nur der Naturalismus „kraß"? Antwort: Weil die Augen des Publikums durch die naturferne und unlebendige akademische Kunst verdorben sind. Auch hier tadelt und schmäht nur allzugern das Laienurteil Etwas, was grade ein Zeichen von Bedeutung und Größe ist. Denn das ist die möglichst große Naturwahrheit und der starke Eindruck, den nur das verbildete Empfinden als „kraß" bezeichnet. Die richtige Anwendung einer wissenschaftlichen Terminologie und die Fähigkeit methodischen Urteilens in Kunstdingen fliegen einem auch bei der größten Kunstliebe nicht an, dazu gehört ein Berufsstudium, die Kenntnis eines großen Materiales, das man fortwährend vergleichen muß, und unablässige Gedankenarbeit.

Manskopf findet es — gleich im Beginn seines Berichtes — ganz natürlich und ganz selbstverständlich, daß man hier — in einer Ausstellung zeitgenössischer Künstler des zwanzigsten Jahrhunderts! — das Christentum „aller Zeiten, dargeboten in den Kunstformen aller Zeiten" zu sehen bekam. Es ist ein fundamentaler Irrtum, wenn er glaubt, in der „modernen Kunst" spiegelten sich „die Empfindungs- und Ausdrucksweisen der Vergangenheit." Diese rückwärts gewandte Kunst ist mit nichten die moderne, die los will von der Vergangenheit, je mehr, um so besser, sondern die akademische. In Düsseldorf bekam man von dieser akademischen Kunst allerdings mehr als zuviel zu sehen und von der wirklich modernen nur allzu wenig. Diese wirkliche moderne Kunst (nicht „Richtung", das gibt es gar nicht) ist vielmehr die schöpferische Kunst — schon durch das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch — die aus dem Gegenwartsleben und Natur und Phantasie neue Formen gestaltet, neue Werte schafft. Eben deshalb hat sie allein dauernd lebendigen Kunstwert, wie alle große, bedeutende, heute noch lebendige Kunst der Vergangenheit ja zu ihrer Zeit genau in demselben Sinne „moderne" Kunst war. Und nur diese Kunst stellt das Stück moderner Kultur dar, von dem oben die Rede war. Jene andere Kunst aber repräsentiert die Unkultur von heute.

Jahrtausende lang war die Menschheit so glücklich, diese akademische Pseudokunst gar nicht zu kennen. Bei einem für Kunst spezifisch unbegabten Volke, bei den Römern, taucht sie zum ersten Male auf, in der späteren Kaiserzeit Hadrians und seiner Nachfolger. Dann kommt sie erst wieder am Ende der italienischen Renaissance, als Bodensatz der abgeblühten, ausgelebten Renaissance. Vasari, der Vielgenannte, an dessen Gängelband die Kunstgeschichte allzulange gegangen ist, war als unschöpferischer, unselbständiger Nachtreter Michelangelos und der Antike ein echter Akademiker, und ihr eigentlicher Vater in neuerer Zeit war Lodovico Carracci, der 1582 in dem gelehrten Bologna die erste Accademia gründete, das Institut, von dem diese ganze Sorte von Kunst den Namen bekommen hat. Hier wurde die unschöpferische Nachahmung einer schon vorhandenen Kunst bewußt in ein Programm gebracht und in einem System sogenannter „Regeln" gelehrt. Von dieser Bologneser Akademie stammen alle übrigen Kunstakademieen in Europa ab. In dem Paris Ludwigs XIV. wurde diese imitierte Kunst zum ersten Male auch zugleich Hofkunst. „Kunstpflege" wurde eine höfische Repräsentationspflicht, und die Kunst hatte dafür außerkünstlerischen Zwecken, der Verherrlichung des Fürsten und seiner Ahnen, zu dienen. Nach diesem Vorbild sind im siebzehnten, achtzehnten und noch weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein in den Residenzen alle die Kunstakademieen entstanden (Wien, Berlin, Dresden, Düsseldorf, Kassel, München usw.), diese unseligen Anstalten, die der Kunst so viel mehr geschadet als genützt haben. Nach dem Sturz des ancien régime hat der Staat sie auf seine Tasche übernommen, und seitdem sind aus öffentlichen Mitteln viele Millionen ausgegeben worden für Institute, für deren Abschaffung schon vor fünfzig Jahren kein Geringerer als Herman Grimm eingetreten ist.

Erst seit dem sechszehnten Jahrhundert also gibt es neben der schöpferischen, lebendigen Kunst noch eine minderwertige, impotente, imitierende Kunst, die akademische. Und seitdem erst, im Besonderen seitdem um 1750 diese akademische Kunst in Deutschland die herrschende geworden, gibt es den Typus „Kunststadt", den wir in Düsseldorf vor uns haben. Ueberall und immer sonst waren die Lebenszentren von selbst auch die Kunstzentren. Zur Zeit der letzten nationalen Kunstblüte in Deutschland (vor der gegenwärtigen) — es ist schon traurig lange her, ca. 1350—1530 — waren es die freien Reichs-

*) Christliche Welt Nr. 32 Sp. 755.

**) Manskopf und Traub beweisen es, indem sie ja unwillkürlich das Künstlerische messen und kritisieren. Traub scheint auch ausdrücklich dem zuzustimmen, wenn er (S. 570) sagt: „Aber es handelt sich gar nicht um eine konfessionelle, sondern um eine künstlerische Frage. Ein schlecht gemaltes Bild der Kreuzigung bleibt schlecht, auch wenn es zehn heilige Figuren oder hundert rührende Szenen malt; es ist so auch gar nicht christlich. . . . Man kann leider oft feststellen, daß die Christlichkeit des Gegenstandes über die Mängel der künstlerischen Ausführung hinweghelfen sollte." Traub widerspricht sich meines Erachtens dann nur selbst, wenn er weiter sagt, die kirchliche Kunst werde von vornherein nach ihrem eigenen Maßstab, nicht nach rein künstlerischen Erwägungen gemessen. In kirchlichen Kreisen geschieht das allerdings oft. Traub meint vielleicht, wie ich, mit Unrecht. Die Kunstwissenschaft und die Künstler müssen jedenfalls jeden fremden Maßstab ablehnen. Ich sehe auch nicht, welcher Art dieser eigene Maßstab sein soll.

städte, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Straßburg, Lübeck, Rothenburg usw. Hier wuchs die Kunst organisch aus dem Boden und man kann ihr das ansehen, die Scholle gibt ihr das besondere Stilgepräge, gibt ihr Charakter. In Düsseldorf ist die Kunst künstlich gezüchtet und gemacht worden, von der Gründung der Akademie 1767 an bis zu dieser Ausstellung. Um diese Ausstellung ganz zu verstehen und richtig zu werten, muß man die Geschichte dieser „Kunststadt" sich vor Augen halten und das Städtchen sich etwas ansehen. Wie wenig bodenwüchsig-charakteristische niederrheinische Baukunst gibt es da! Die alte spätgothische Lambertuskirche in der Altstadt, breit, schwer, aus dunkelm Backstein, die hat Charakter, ebenso eine Reihe hübscher Giebelhäuser des 16. bis 18. Jahrhunderts und ein paar Straßen der Altstadt. Auch die Barockkirchen des 17. und 18. Jahrhunderts und das Jagdschloß Jägerhof (zu dem der berühmte Hofgarten gehört) haben noch künstlerischen Wert, obwohl hieraus schon fremder Geist stärker spricht als heimisch deutscher, der Geist römisch-jesuitischer Gegenreformation und der eines französisch prunkvollen und liederlichen Hofes. Schon auf dem (ehemals prächtigen) Marktplatz beginnt dann das charakterlose Akademie-Düsseldorf: das hübsche typisch niederrheinische spätgothische Rathaus mit seiner welschen Haube hat man 1885 durch einen protzigen Anbau in imitierter französischer Renaissance in die Erde gedrückt und zugleich den ganzen Platz verschandelt, auf dem die Marktweiber mit ihren Kopftüchern und großen Schirmen rings um Grupellos kupfergrünen „Jan Willem" ein so prächtiges Bild abgeben. Aehnlich charakterlose Bauten „im Stile der Renaissance" sind — nicht zufällig — grade die, in denen die Kunst hier zu Hause ist, die Akademie, die Kunstgewerbeschule, die Kunsthalle. Diese ist eines der schlechtesten, rückständigsten und langweiligsten Museen in ganz Deutschland. Hamburg und Bremen sind keine „Kunststädte", aber auf welch einem andern Niveau stehen die dortigen Kunsthallen!

In dieser eigenartigen Stadt gibt es eine Bolkerstraße, und in einem Hause dieser Straße wurde ein Dichtergenie geboren, das der Weltliteratur angehört. Ihm weigert die Vaterstadt noch heute auch das kleinste Denkmal. Aber Cornelius, der Erzakademiker, der hat eins! Und Wilhelm Schadow, diese talentlose Null, hat auch eins. Man mache doch die Reihe voll und fange mit Adriaen van der Werff an, dem Hofmaler Jan Willems, und dann Bendemann, Janssen usw. Das wäre doch noch ein Spaß, über den das ganze künstlerisch gebildete In- und Ausland aus vollem Halse lachen könnte. Alle diese akademischen Pseudogrößen passen ja vortrefflich zusammen in ihrer Bedeutungslosigkeit für die Kunstgeschichte, die es mit den Schöpfern neuer Werte zu tun hat. Mit dem Augenblick, wo die Herrschaft der akademischen Kunst zu Ende war, wo die Wissenschaft sich der allzulange vernachläſsigten Gegenwartskunst zuwandte und ihren Wert methodisch nach denselben Kriterien maß, die bei der alten Kunst sebstverständlich sind, wo die moderne (d. h. schöpferische) Kunst auch in Deutschland endlich siegte, war es aus mit dem „Ruhm" aller dieser Düsseldorfer und anderer Pseudogrößen des stillosen neunzehnten Jahrhunderts. Daß das neunzehnte Jahrhundert dieses beispiellos barbarische Jahrhundert ohne Stil geworden ist, ist das „Verdienst" der Akademiker. Außerhalb der Akademieen, im erbitterten Kampfe gegen sie ist die Kunst erwachsen, welche durch das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch den neuen Stil vorbereitet und seit dem siegreichen Durchbruch um 1890 heute in ihrer Gesamtheit ausmacht. Und ganz andere Künstler als jene Pseudogrößen sind dabei die Schaffenden und Bauenden gewesen. Wer das noch nicht vorher wußte, dem hat es die Berliner Jahrhundertausstellung von 1906 klar gemacht.

Nur klein ist das Fähnlein, das Düsseldorf zu dieser tapferen Schar der Ringer und Kämpfer gestellt hat: ein Einziger von starker bodenwüchsiger Eigenart und einem Zug genialischer Größe — Alfred Rethel. Hieronymus „van Aken", der große niederländische Phantast, und der Schöpfer des bedeutendsten Totentanzes seit Holbein, sie stammen beide aus demselben Aachener Winkel. Vor ihm schon der Bildnismaler Kolbe, dann Hasenclever, der humorvolle Sittenbildmaler, Andreas Achenbach (ein geborener Hesse aus Kassel) einer der Begründer der realistischen Landschaft, einige Halbakademiker wie Lessing, Schirmer, Knaus, Vautier, Gebhardt (geboren im fernen Deutschrußland), und allenfalls noch ein paar Landschafter, wie Dücker, Kröner. Nur einer von diesen allen, Kolbe, ist geborener Düsseldorfer, nur Schirmer ist wenigstens noch Niederfranke (aus Jülich); seiner Kunst sieht man das aber nicht an.

Falscher Scheinruhm kann sich wohl eine Zeit lang mit künstlichen Mitteln halten, um so sicherer bricht er dann aber bei einer entscheidenden Wendung in der Gesamtentwicklung zusammen. So ist es auch Düsseldorf ergangen. Seit 1890 ist es immer mehr ins Hintertreffen geraten. An den Schlachten und Siegen der neunziger Jahre, an dem ungeheure Hindernisse überwindenden neuen schöpferischen Leben, an der neuen Kunstblüte hat es den geringsten Anteil. München, Berlin, Dresden, Darmstadt, Weimar, Karlsruhe, Stuttgart, sie alle haben es weit überflügelt.

Seit dem neuen Kunstfrühling ist Düsseldorf der Hort der künstlerischen Reaktion, dasselbe, was bei dem großen Aufschwung der nationalen holländischen Kunst im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Utrecht war, die mittelalterlich-katholische und zugleich akademische Enklave in dem neuen germanisch-protestantischen Kulturland Rembrandts. Aus eigenen künstlerischen Kräften den Vorsprung der anderen Kunstmittelpunkte einzuholen und es ihnen gleichzutun, dazu war man nicht imstande, weniger aus absolutem Mangel an Talenten, als deshalb, weil die jungen frischen Kräfte hier niedergehalten wurden von den Akademiemachthabern und den „Berühmtheiten" von vorgestern. Aber zurückbleiben im Wettbewerb der Ausstellungen durfte die „Kunststadt" doch nicht Und so tat man das, was immer äußeren Erfolg verspricht, wenn eine neue Kunst und eine neue Kultur bei der Masse sich erst noch durchsetzen müssen: man verbündete sich mit den beiden ausgesprochensten Feinden der neuen deutschen Kunst und Kultur des zwanzigsten Jahrhunderts, mit dem Berliner Hofe und der katholischen Kirche. Daher diese eigentümlichen, äußerlich prunkvollen und erfolgreichen Ausstellungen 1902 und 1904. Die geschmähten und boykottierten Sezessionen in München, Berlin, Wien, die großen Ausstellungen in München und Dresden, Darmstadt und Mannheim und Karlsruhe und (sogar) Köln haben aus eigenen Leistungen bestanden, haben mit glänzenden Erfolgen gezeigt, was die Gegenwart kann und will, und haben strebend und ringend der Zukunft vorgearbeitet. In Düsseldorf hat man die alte Kunst zu Hilfe gerufen und mit ihr das Manko der eignen Produktion verdeckt. Der Kunstwissenschaft haben diese Ausstellungen Dienste geleistet, gewiß. Aber für unser gegenwärtiges Kunstleben sind sie nicht gut gewesen, denn sie haben von diesem und seinen Aufgaben und Problemen das Interesse abgezogen und haben den Vertretern der überlebten, ewig rückwärts blickenden Bildung den Rücken gestärkt. Daß nur diese Retrospektiven den äußeren Erfolg dieser Ausstellungen gemacht haben, hat sich bei der dritten Ausstellung 1907 gezeigt. Hier fehlte die Hilfe der „Alten Meister" und sie war ein glattes Fiasko. Wie kennzeichnend für die Düsseldorfer Rückständigkeit ist doch schon allein dieser 1902 erbaute „Kunstpalast", dieser imitierte Barockbau ohne jede schöpferische moderne Eigenart. Dann diese wunderliche Gartenbau-Ausstellung 1904. Mit einziger Ausnahme eines kleinen Gartens von Behrens wurden da die alten abgedroschenen Teppichbeete und Handelsgärtnerkünste des herabgekommenen englischen Gartenstils vorgeführt und in einem Glashause wurde eine Viktoria regia gezeigt. Von der neuen Gartenkunst, von der Schöpfung eines neuen modernen Gartenstils hatte man in Düsseldorf so gut wie keine Ahnung. Wie fielen 1902 die allzuvielen Säle der Düsseldorfer ab gegen die Räume der anderen Städte und Länder! Daß Klingers „Beethoven" hier zum ersten Male gezeigt wurde — unwürdig schlecht aufgestellt und beleuchtet — war die reine Ironie. Jeder, der ihn nachher bei Keller und Reiner in Berlin so ganz anders aufgestellt sah, war sich klar darüber, wo die geistige Luft und das ästhetische Kulturniveau zu diesem Meisterwerke stimmten, und wo nicht.

An diese Düsseldorfer Ausstellungen reiht sich nun die

heurige „für christliche Kunst“, wie der wunderliche Titel lautet. Wen der bisherige kleine kunstkritische und kunsthistorische Rekognoszierungsritt nicht ermüdet hat, wird die Ausstellung nun wohl mit anderen Augen betrachten und anders beurteilen müssen, wenn ich ihn bitte, einen kurzen Rundgang mit mir zu machen. Franz Bock

---

Noch ein dänisches Wort über Nordschleswig

Meinen beiden Artikeln (Nr. 7 und 19) ist eine erfreuliche, unerwartet große Debatte gefolgt. Es hat sich herausgestellt, daß schon lange ernste Männer nur auf einen Anlaß gewartet haben, unzweideutig ihre Meinung über die alldeutsche Agitation und die Politik der Regierung in Nordschleswig zu sagen. Rade hat sich wiederholt zur Sache geäußert, am kräftigsten in Nr. 35, in dem geplanten Vorwort zu der in dem Verlag der Christlichen Welt erschienenen Broschüre.*) Diese selbst, ein sehr erweiterter Sonderdruck der (zuerst anonymen) Artikelreihe Johannes Tiedjes, ist ein sehr bedeutender Beitrag, diktiert von deutschem Patriotismus und christlichem Gerechtigkeitsgefühl, mit großer Sachkenntnis geschrieben. Das Auftreten Tiedjes hat in Nordschleswig selbst eine nicht unbeträchtliche Bewegung gezeitigt: rege Debatte in der weltlichen und kirchlichen Presse, Gründung eines nordschleswigschen Pastorenverein u. s. w.**)

Rade hat (Nr. 19 Sp. 438) die Hoffnung ausgesprochen, unsere Verhandlung möchte, wenn auch zunächst in einem kleinen Kreise, eine gegenseitige Annäherung bewirken. Nun, eine ruhige und sachliche Diskussion wie die unsrige ist schon eine Art von Annäherung.

Wir Dänen, die wir national empfinden, können im Verkehr mit Deutschen nie unserer tiefen Wunde vergessen. Ich selbst habe das stark empfunden, als ich ein Jahr in Deutschland studierte. Bei aller Freude und Dankbarkeit über den Reichtum an Belehrung und Kultur, der mir entgegentrat, hat sich doch immer ein bitteres Gefühl hineingemischt. Jung wie ich damals war, habe ich nur selten versucht mit Deutschen über Nordschleswig zu sprechen. Und wenn ich es tat, fand ich gewöhnlich völlige Unkenntnis, kühle Gleichgültigkeit oder Ablehnung, selbst in ernsten christlichen Kreisen. Viele Dänen haben dieselbe Erfahrung gemacht.

Hier war das anders. Wir Dänen, sowohl im dänischen Reiche als in Nordschleswig, haben es als wohltuend gefühlt, daß die Christliche Welt einem Dänen das Wort gegeben hat, und besonders, daß die Wortführer der Christlichen Welt die Sache mit so großem Ernst und Streben nach Gerechtigkeit aufgenommen haben. Man empfängt den Eindruck, daß ein Appell und eine Diskussion über die nationalen Schranken hinaus doch nicht aussichtslos ist. Und persönlich schätze ich es besonders, daß wir über die Frage als eine moralische in christlicher Beleuchtung haben verhandeln können. Vornehmlich die Arbeit von Tiedje ist auch geeignet in beiden Völkern zum Nachdenken über die Religion als reinste und reichste Quelle nationaler und kultureller Entwickelung zu veranlassen.

Ich werde meinen Landsleuten die ganze Diskussion in der Christlichen Welt durch eine dänische Uebersetzung vorlegen. Besonders wertvoll ist es mir, die Beobachtungen und Urteile Tiedjes über unser nationales und kirchliches Leben der sorgfältigen Prüfung der dänischen Oeffentlichkeit zu empfehlen. Er zeigt ein ungewöhnliches Maß von Verständnis einer anderen Volksindividualität und anderer religiösen Typen, ein feines psychologisches Nachempfinden. Auch seine Kritik unseres Auftretens empfehle ich der Prüfung. Das Buch ist zu begrüßen als ein Beitrag zum edelsten Wettkampfe, einem Kampf, den man in diesen Worten geschildert hat: man solle sich alles Recht des Gegners aneignen, so daß er allein mit seinem Unrecht dastehe.

Bisweilen kommen mir allerdings Tiedjes Nachrichten über dänische Vorkommnisse zweifelhaft, seine Deutungen übertrieben und seine Urteile schief vor. Es geschieht wohl auch, daß er aus seiner sonst vornehmen Kampfweise herausfällt, z. B. wenn er private Aeußerungen — die als solche der Oeffentlichkeit nicht als vollverbürgt gelten können — des Herrn A oder des Pastors B zitiert, um den dänischen Chauvinismus an den Pranger zu stellen.†) Aber der Raum läßt ein Eingehen auf Einzelheiten nicht zu. Schweigen meinerseits darf deshalb nicht als einfache Gutheißung gedeutet werden.

In seiner Schilderung der Entwickelung in Nordschleswig scheint mir Tiedje der Tatsache nicht genug Rechnung zu tragen, daß, wenn der Bauernstand dort zu höherem geistigen Leben aufwachte, es ganz natürlich in der dänischen Form geschehen mußte. Das Sprachreskript von 1888 mit der fast völligen Vertreibung der dänischen Sprache aus der Schule ist kaum so scharf ein Wendepunkt gewesen, als er es meint; einerseits war auch vorher die preußische Politik ziemlich hart, andererseits war die neuere dänische Entwickelung schon früher vorbereitet. Aber mit Recht hat er die Verletzung der Sprache als etwas besonders Verhängnisvolles hervorgehoben.

Die Hauptfrage in Nordschleswig ist eine Kulturfrage. Tiedje hat sich hier zu dem hohen Standpunkt erhoben: das Erste ist, daß überhaupt Kultur dasei; in zweiter Linie kommt die Frage: deutsche oder dänische Kultur? Deshalb ist er für die dänische Sprache eingetreten, für Beseitigung der zahllosen unerträglichen Hemmungen und Schikanen im täglichen Leben, für den dänischen Familienherd, wie er sagt in der schönen Widmung seines Buches an Frau Rade.

Aber er hat noch einen Grund. Er ist ein begeisterter Anhänger deutscher Kultur. Jeder dänische Leser merkt ihm die sehr charakteristische deutsche Denkweise und den ausgesprochenen deutschen Stil an auf Schritt und Tritt; ich darf als Uebersetzer davon mitreden! Er glaubt an den schließlichen Sieg der deutschen Kultur in Nordschleswig; er will verdeutschen, wie er besonders in einem Artikel in Modersmaalet (194 vom 21. August) ausgesprochen hat. Aber das darf und kann nur mit geistigen Mitteln geschehen. Aller Zwang erweckt nur Widerstand.

Wenn Tiedje uns Goethe als den Höhepunkt der Kultur hinstellen will, muß es einem Anderen erlaubt sein trotz aller Bewunderung vor dem Altmeister doch andere Ideale zu suchen. Und wenn er (in Modersmaalet) uns die Wahl zwischen deutscher und parisischer Kultur zu geben scheint, dann ist das doch zu einfach und zu eng. Natürlich wird die dänische Kultur neue Elemente aufnehmen müssen, wie sie es bisher getan hat. Auch Deutschland, z. B. deutscher Technik und Wissenschaft, verdanken wir viel; wir Theologen wollen das am wenigsten vergessen. Aber gerade für ein kleines Volk gilt es weit umherzuschauen. Und dann haben wir nicht nur Deutschland und Paris, wir haben Norwegen, Schweden, England, Amerika.

Das Ringen der Kulturen in Nordschleswig ist notwendig. Und selbst wenn die Zugehörigkeit Nordschleswigs zu Preußen für immer feststände, wäre es doch für die Dänen dort eine hohe Aufgabe, dänische Sprache und dänisches Geistesleben zu pflegen.

Rade und Tiedje wollen eben die dänische Kulturarbeit, keineswegs aber die Hoffnung auf staatliche Wiedervereinigung mit Dänemark erlauben. Und unzweifelhaft, sollte diese Hoffnung ausgelöscht werden, dann könnte es doch am ehesten durch Verwirklichung des Tiedjeschen Programms geschehen: freie Entfaltung des dänischen Volkslebens, freier Verkehr nach Norden bei bleibendem preußischem Untertanenverhältnis. Jede Gewaltpolitik macht nur das Unnatürliche und Schmerzliche an der Grenze um so fühlbarer. Aber indem ich das, was ich über diese Frage in meinen beiden Artikeln geschrieben habe, keineswegs als erschüttert durch die Einwände Rades und Tiedjes ansehe, muß ich noch einige Bemerkungen hinzufügen.

Tiedje wirft den dänischen Nordschleswigern und insbe-

---

*) 135 S. 1,30 Mk. — Im Folgenden haben wir Anmerkungen nur hinzugefügt, wo es nützlich schien, mit kurzem Wort Mißverständnisse oder dergleichen zu beseitigen. Ueber Großes wollten wir heute nicht weiter streiten, sondern das Schlußwort des ersten Redners als solches respektieren. D H

**) Neuerdings eines deutschen Friedens- und Kulturvereins durch Pastor Schmidt in Wodder und Andre. D H

†) Diese brieflichen Aeußerungen waren ihm aber zum Zweck der Verwertung in der Broschüre zugegangen! D H

sondere ihren beeidigten*) Vertretern im preußischen Landtage (der Reichstagsabgeordnete ist ja als solcher nicht beeidigt) illoyales Verhalten vor, insofern sie die Wiedervereinigung mit Dänemark wünschen.

Aber mit Unrecht. Gibt es doch auch eine Loyalität der Vorzeit gegenüber. Rade weist darauf hin (Nr. 19 Sp. 440), daß eine Menge deutscher Christen, die an ihren alten Fürstengeschlechtern und Staaten hingen, nach 1866 die Weltgeschicke mit einem gewissen Gleichmut zu erleiden haben lernen müssen. Nun, ich kann hier auf die Welfenfrage usw. nicht eingehen. Aber jedenfalls: statt Hannoveraner Preuße zu werden, ist durchaus nicht vergleichbar mit dem Schicksal, von seiner Nation losgerissen zu werden und fernerhin in einem Staate zu leben, wo vielleicht — wie in Nordschleswig — Bekämpfung, bestenfalls aber wenigstens keine Förderung der Kultur des Volkes zu erwarten ist. Aber falls ein Stück deutsches Land von einer fremden Macht erobert wurde, hätten dann die dortigen deutschen Einwohner sofort oder auch nur in ein paar Generationen umzulernen, so daß was früher Loyalität hieß, jetzt Illoyalität wäre?**)

Illoyal wären die dänischen Nordschleswiger nur, falls sie auf gesetzwidrigen Wegen die Erfüllung ihrer Wünsche erstrebten. Aber das ist nicht der Fall. Ihre praktische Politik ist nur auf Erhaltung ihres Volkstums eingestellt. Und die Auffassung, daß die jetzige Grenze ungerecht ist, muß man ja stehen lassen, falls man sie nicht widerlegen kann. Man kann doch Niemandem zumuten, einfach seine Ueberzeugung zu verleugnen.

Insbesondere der Eid auf die Verfassung macht keinen Unterschied. Jeder Bürger, beeidigt oder unbeeidigt, ist verpflichtet der Verfassung und dem Gesetze zu gehorchen, so lange diese rechtlich bestehen. Aber Niemand kann sich, auch nicht durch den Eid, das Recht und die Pflicht nehmen lassen die Veränderung einer Bestimmung in der Verfassung oder dem Gesetze zu wünschen, falls er darin etwas Verfehltes oder Ungerechtes findet, nur daß alles auf verfassungsmäßigem Wege geschehe. Sonst könnte ja kein Republikaner (Sozialdemokrat) den Eid auf eine monarchische, kein Monarchist (wie in Frankreich) auf eine republikanische Verfassung ablegen.

Die Abweisung des natürlichen Rechts der dänischen Nordschleswiger auf Wiedervereinigung mit Dänemark, ein Recht, das im § 5 des Prager Friedens seinen traktatmäßigen „im Namen der heiligen Dreieinigkeit" festgesetzten Ausdruck gefunden hat, begründen Rade und Tiedje damit, daß die Geschichte einfach die Sache entschieden habe. Aber die Geschichte — das heißt hier die Gewalt. Ich habe eine solche Auffassung als Fatalismus abgelehnt, und ich tue es wieder. Oder war es vielleicht eine inappellable Entscheidung der Geschichte, als Napoleon vor hundert Jahren Deutschland zerteilt und geknechtet hatte? Beruht nicht die schöne Wiedergeburt des deutschen Volkes darauf, daß man die sittlichen Ideale der nationalen Freiheit und Einheit dem bestehenden Zustande gegenüber machtvoll vertrat? Und beruht das Recht dieser Ideale vielleicht nur darauf, ob man sie mit äußeren Machtmitteln durchsetzen kann oder nicht? Oder gilt endlich ein Recht für Deutsche und ein anderes für Nichtdeutsche?

Tiedje spricht sich noch schroffer aus als Rade, z. B. in den folgenden Sätzen:

> Zum Glück kann ein Land, das an sich selber glaubt, an den Wert seiner Kultur und an seine Bestimmung im Völkerkreise auch nicht einmal den Gedanken der freiwilligen Preisgabe einer Wirkungssphäre in praktische Erwägung ziehen.
>
> Selbst wenn der § 5 der Bevölkerung ein juridisches Recht verliehe: stets würde es sich für den Staat nur darum handeln, in vornehmster Form dieses Recht zu enteignen durch wertvolle Kompensationen; eine Erfüllung solches „Rechtes" widerstreitet dem Wesen des Staates. (S. 16, 28 der Broschüre.)

*) Tiedje hat in der Broschüre mit Bedacht das „beeidigt" gestrichen. Man kann über diese Sache als zarteste Angelegenheit individuellen Gewissens schweigen, ohne doch zu billigen! Die Haltung des früheren Abgeordneten Krüger bleibt bedeutungsvoll: er weigerte die Eidesleistung. D H

**) Was Tiedje illoyal nennt, darüber vgl. S. 124 der Broschüre. D. Ammundsen hält Treue gegen die Geschichte und Treue gegen die Obrigkeit nicht auseinander. D H

Es ist betrübend, solche Grundsätze eben bei diesem Gegner zu finden. Statt mich aber darüber zu ereifern, werde ich Dreierlei tun.

Zuerst gebe ich sie lateinisch wieder: Stat pro ratione voluntas.*)

Sodann führe ich zum Vergleich**) einige Sätze von A. Schowalter an, die den Anstoß zu meinem ersten Artikel gaben (vgl. Nr. 7). Man beachte, sie sind von Schowalter als Vorwurf gegen den Engländer geschrieben!

> (Der Engländer) . . . ist nun einmal überzeugt, daß die Vorsehung sein Volk zum edelsten der Völker gemacht und ihm die Erziehung der übrigen Menschheit übertragen hat. . . . Wenigstens in der Achtung der Verträge ist Preußen England überlegen.

Letztlich werde ich versuchen dem Unterschied tiefer zu Leibe zu gehen. Tiedje stellt seinen Staatsbegriff, der auch in seiner Gutheißung der Staatsschule (im Gegensatz zur Volksschule, S. 30 und 93 der Broschüre) hervortritt und dem seine harten Worte über die Polen entsprechen, als den preußisch-deutschen hin, im Gegensatz zum dänischen, wo der Staat als ein lockerer Verband erscheint (S. 72). Dem entsprechend sagt dänischerseits das nordschleswigsche Blatt Hejmdal (109 vom 12. Mai) in einer Besprechung der Debatte zwischen Rade und mir:

> Gehen wir also davon aus, daß jeder der beiden Professoren gleichmäßig zu einem gerechten Standpunkte zu gelangen streben, so ist es lehrreich, den Unterschied der Auffassungen zu sehen. Man ersieht, wie tiefgehend doch der Unterschied zwischen dänischer und deutscher Denkweise ist. In den Worten Professor Rades durchschimmert nämlich der deutsche Staatskultus. Das Persönliche, nicht so streng Regulierte, das was positives Recht durch das natürliche biegt, das Ideale, dafür haben die Deutschen so wenig Sinn. Und deshalb hat auch die theoretische Scheidung Professor Rades (zwischen „positivem" und „idealem" Recht) nicht so großen Wert, wenn sie uns gegenüber verwirklicht sein soll.

Allerdings der von Tiedje verteidigte Staatsbegriff ist gerade jetzt der deutsche. Wie aber entspricht er der Entwickelung im Ganzen und den höchsten Werten deutschen Geisteslebens?

Unsere ganze moderne Entwickelung ist trotz allen Schwankungen zu immer größerer Befreiung der Persönlichkeit von allen äußern Fesseln fortgeschritten. Renaissance und Reformation, Pietismus, Aufklärung, Romantik und das neue Geistesleben des neunzehnten Jahrhunderts haben alle dazu beigetragen. Wie rapid die Entwickelung gewesen ist, zeigt die Sklavenfrage. Ich habe sie herbeigezogen in Nr. 19, nicht, wie Rade meint, um einfach auf eine Linie damit zu stellen, wenn ein Staat Glieder einer fremden Nation wider ihren Willen als seine Untertanen festhält, sondern als ein grelleres Beispiel derselben dahinterliegenden Mißachtung der persönlichen Freiheit.***) Jetzt kommt es uns kaum glaublich vor, daß noch vor einigen Jahrzehnten die Sklaverei bestand und Vielen als moralisch erlaubt galt. Tiedje hat ein anderes Beispiel genannt; vor siebzig bis fünfzig Jahren hat man viel über die Legitimitätsfrage in Schleswig-Holstein gestritten; jetzt gelten seine Worte (S. 23): Das Volk hat als mündiges in beiden Lagern kein Verständnis mehr dafür und würde sich heute die Auffassung, als sei es Gegenstand privatrechtlichen Besitzes, auf das entschiedenste als untersittlich verbitten.

Wer von uns wird zweifeln, daß die moderne Befreiung der Persönlichkeit letztlich dem Evangelium entspricht und teilweise entspringt? Und eben der deutsche Geist hat ja so Hervorragendes für persönliche Kultur, freie Entfaltung der Individualität geleistet. Gerade in dem Kreise der Christlichen Welt ist dafür besonders Verständnis. Und Tiedje selbst arbeitet ganz mit solchen Gedanken in seinen Worten über das prinzipiell Irreligiöse und über das Fehlen des Sittlichen, des Idealismus in der deutschen Politik, besonders auch über „die Rechtsfrage als Frage der obsiegenden Kultur". Dieser Gedankenreihe

*) „Wille geht vor Vernunft." Das ist unbillig. Es handelt sich nicht um voluntas, Willen, sondern um nornornas lottning, der Nornen Loswurf (Fritjof). D H

**) Dieser Vergleich trifft aber Tiedje nicht, der Aehnliches vom deutschen Volke niemals behauptet hat. D H

***) Aber der preußische Staat hält die Dänen als seine Untertanen nicht fest, sondern weist sie aus! Es ist immerhin ein Unterschied. D H

widerspricht nun sein schroffer und starrer*) Staatsbegriff. Aber wird dieser Begriff nicht mit der Zeit durchbrochen werden? In welcher Gedankenreihe liegt der wahre Fortschritt? Gehört doch dieser starre Staatsbegriff recht eigentlich in das antike Heidentum hinein. Freilich, aller Individualismus bedarf als Komplement einen sozialen Trieb, den Dienst der Gesellschaft. Der Staat aber — als äußerliche Institution, mit seinen oft zufälligen Grenzen — ist um des Menschen willen gemacht, nicht der Mensch um des Staates willen.**)

Aber ist doch eine solche Hoffnung der dänischen Nordschleswiger nicht aussichtslos? Ich antworte: Wie wären überhaupt Fortschritte in Moral und Gerechtigkeit möglich, falls Niemand wagte zu glauben auf Hoffnung, da nichts zu hoffen ist? Jeder Fortschritt dieser Art hat seinerzeit als Utopie gegolten. Ich lese eben in der Christlichen Welt (Nr. 31) „Das Wagnis des Glaubens": „Wo rechter Glaube ist, erscheint er dem klugen Weltmenschen als große Torheit, bestenfalls als liebenswürdige Schwärmerei." Und solche wahre erbauliche Worte sind doch wohl fürs praktische Leben gemeint?

Ueber diese weite Aussicht gehen unsere Gedanken schroff auseinander. Und der Eine kann nur seine Meinung dem Anderen zur Prüfung anheimstellen. Aber von hier kehre ich, die Diskussion meinerseits abschließend, zu den nächsten praktischen Fragen zurück.

Tiedje fragt, worüber ich doch eigentlich schelte, was ich doch eigentlich von den deutschen Christen in Nordschleswig will. Er gibt aber doch eigentlich selbst die Antwort. Allerdings sucht er (S. 75 ff. der Broschüre) zu beweisen, daß wirklich protestiert worden ist. Aber S. 59 gibt er zu: „Wir Deutschen haben unter dem alldeutschen Terrorismus mitgelitten — und geschwiegen. Wir haben die Herde ohne Hirten gelassen." Das ist ja eben meine Klage. Ich richte den Einzelnen nicht. Jeder muß für sich entscheiden, wenn die Zeit des Schweigens vorbei und die Zeit zu reden gekommen ist. Aber es ist doch mehr als verdächtig, und alle preußische Beamtenloyalität kann das nicht entschuldigen, wenn unter so Vielen fast Niemand laut spricht — besonders im Vergleich mit dem Aufschrei der Alldeutschen, sobald von der Regierung ein versöhnlicheres Wort gesprochen wurde. Jetzt hat Tiedje das Wort ergriffen und nach ihm Viele. Das ist aber als etwas Neues von beiden Seiten empfunden worden. Was wir wollen? Ich antworte mit einer dänischen Zeitung (Flensborg Avis 194 vom 21. August):

Man darf vielleicht hoffen, daß, wenn erst die Alleinherrschaft des Deutschen Vereins gebrochen ist, es sich dann herausstellen wird, daß der Kreis von Männern nicht klein ist, die, selbst deutschgesinnt, nach Kräften Gerechtigkeit nach beiden Seiten zu üben streben wollen. Mehr wird Niemand von ihnen verlangen.

Was Muttersprache und Volksleben betrifft, so können die Christen, auch die Geistlichen, sehr viel tun. Hoffen wir, daß die, welche sich jetzt der Arbeit widmen, Mut und Ausdauer besitzen; Enttäuschungen hat die Bevölkerung schon in reichlichem Maße gehabt. Und sollten irgendwo die Enthüllungen und die Kritik von Tiedje und Gesinnungsgenossen dänischerseits zum Angriff auf das Deutschtum als solches benutzt werden, dann wäre es ganz mit Unrecht. Die alldeutsche Agitation und die Zwangspolitik gerät zur Unehre, der Kampf wider die Zwangspolitik und jeder Fortschritt in Gerechtigkeit zur Ehre des Deutschtums. Ich wünsche, daß meine Gegner ihrem Volke treu bleiben wie ich dem meinigen. Aber ich appelliere getrost an ihre höchsten Werte und tiefsten Motive als Christen und Deutsche, in der Ueberzeugung, daß es eben zur Ehre ihres Glaubens und ihres Vaterlandes gereichen würde, wenn sie einem Gegner, dem kleinen dänischen Volke in Nordschleswig, Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Valdemar Ammundsen

*) Beides ist er jedenfalls nur nach außen. D H

**) Ich bemerke noch, daß ich natürlich die Durchführung der oben dargelegten Grundsätze in weitest möglichem Umfange wünsche. Auch z. B. Island gegenüber, falls wirklich das Volk als solches völlige Loslösung von Dänemark und dem dänischen Könige wünschen sollte, was aber jetzt nicht der Fall ist. D V

Verschiedenes

Hilfe für Adana! Während die Blutbäder in Armenien von 1895 die deutsche Christenheit monatelang bewegt und eine Hilfsaktion im größten Stil hervorgerufen hatten, scheinen die Massacres in Adana vom April dieses Jahres kaum ein Echo in Deutschland zu erwecken. Und doch ist die Not dort ungeheuer groß. Der armenische Patriarch hat versichert, daß 20 000 Armenier ermordet und die gleiche Zahl an Wunden, Krankheit und Hunger gestorben sind. Rohrbach, der das Notstandsgebiet im August bereist hat, erzählt, daß er alles viel schlimmer gefunden, als er gedacht hatte. In Adana haben sich ja die Armenier zur Wehr setzen können: trotzdem ist das ganze armenische Quartier ein Trümmerhaufen. Auf den Dörfern sind ausnahmslos sämtliche Männer ermordet und alle armenischen Häuser dem Erdboden gleichgemacht worden. Nun hat zwar die türkische Regierung ihre Verpflichtung zur Hilfeleistung anerkannt und 200 000 türkische Pfund bereitgestellt, aber die Hilfe ist durchaus unzureichend. Noch müssen Zehntausende dort unter Zelten kampieren; was werden soll, wenn der Winter kommt, weiß Niemand. Noch sind nicht einmal sämtliche Leichen geborgen, wie der Leichengeruch in den Trümmerhaufen nach fünf Monaten noch beweist. Die Regierung will für die Waisen eigene Waisenhäuser bauen und sammelt Geldspenden; die türkischen Minister und andere Großwürdenträger haben ihre Namen mit erheblichen Summen an die Spitzen der Sammellisten gesetzt. Aber der nächste Erfolg dieser an sich ja löblichen Absicht ist doch nur, daß keine Waisenkinder an die Missionen abgegeben werden — es ist auch Lepsius, der 50 Kinder in Urfa aufnehmen wollte, bis jetzt nicht gelungen, Waisen aus Adana zu bekommen. Ob die Kinder, besonders die größeren Mädchen, in türkischen Häusern (selbst jetzt zur Zeit der Konstitution) wirklich geschützt sind, steht doch nicht gegen jeden Zweifel fest. Man erzählt sich in Kleinasien schlimme Geschichten von der türkischen Waisenfürsorge, die ich auf ihre Richtigkeit nicht prüfen konnte, die aber nach dem, was man früher erlebt hat, nicht in das Bereich des Unmöglichen gehören. So viel mir bekannt ist, sind Waisenkinder aus Adana bisher nur nach Smyrna zu den Kaiserswerter Diakonissen und nach Brussa in das armenische Waisenhaus des (in Basel ausgebildeten) Pastors Baghdasarian gebracht worden. Auf letzteres, das älteste armenische Waisenhaus in der Türkei, das schon vor 35 Jahren begründet wurde, möchte ich unsere Freunde besonders hinweisen. Es steht in keiner Verbindung mit den größeren Gesellschaften und ist darum noch mehr als andere auf die freien Gaben der christlichen Liebe angewiesen. Ich habe es im August besucht und mich an den fröhlichen Gesichtern der damals 35 Waisenmädchen freuen dürfen, ich habe auch sonst im Orient gehört, daß dort eine gute Arbeit getrieben wird. Jetzt schreibt mir Pastor Baghdasarian:

„An jenem Abend, als Sie Brussa verlassen haben, sind die zwanzig Waisen aus Adana angekommen. Ganz Mudania (die Hafenstadt von Brussa) und Brussa sind gerührt worden, als diese zwanzig Kinder vorbeigefahren sind. Am folgenden Tage untersuchte sie der Arzt und fand elf krank, meistens augenkrank. Was für erschütternde Sachen haben diese jungen Augen gesehen! Und nun erzählen sie ihre Leiden. Der gerechte Gott wolle diese Ungerechtigkeit sehen und helfen! . . . Jetzt kommen Frauen und Mädchen um uns zu helfen, daß diese zwanzig gekleidet werden. Wir haben 2000 Mark nötig, um ihnen Betten, Wäsche, Kleider und Schuhe zu verschaffen. Es ist eine geeignete Gelegenheit, daß die Christliche Welt diese elenden Geschöpfe unterstütze, wie sie es mit unseren früheren Waisen getan hat. Der Herr segne alle, die diesen helfen!"

Sollten wir nicht einen Teil der 2000 Mark zusammenbringen können? Ewald Stier

Zu meinem Artikel über die Bergwerke und den Zentralarbeitsnachweis trage ich heute nur zunächst nach, einmal eine Druckfehlerberichtigung: es sollte nicht heißen gesetzlich verkürzte Freizügigkeit, sondern gesetzlich verbürgte Freizügigkeit. Und dann mögen heute die Ziffern des Dortmunder Arbeitsnachweises folgen, die beweisen, wie sehr sich diese städtische Einrichtung eingelebt hat. Die Zahl der vermittelten Stellen stieg innerhalb des letzten Jahres allein von **12 298** auf **17 369**. Alle übrigen Erweiterungen und Ergänzungen spare ich zunächst noch auf, da sich wohl Gelegenheit geben wird, auf Angriffe zu antworten. Traub

Die Kirche und der Arbeiterstand. Erweiterter Sonderdruck des auf dem Evangelisch-sozialen Konzreß zu Heilbronn am 3. Juni 1909 gehaltenen Vortrags von D. Paul Drews. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1909. 43 S. 1 Mk.

Die Erweiterungen sind beträchtlich. Glückliche Zitate, dazu die Fundorte, auch sachlich Ergänzendes, Einteilung des Ganzen in fünf Abschnitte. Wie schon in Heilbronn unterschreibe ich jedes Wort. Und Traub und Dörries sollten rückhaltlos erklären, daß sie das auch tun. Hier ist nichts, was Anlaß zum Widerspruch geben könnte unter uns, rein nichts. Keine Spur von irgendwelchen Drängen auf Sonderkirchentum und kirchliche Sonderwerke. Evangeliumsverständnis und von diesem aus Verständnis dessen, was im Leben vorgeht: das ist alles, was von der Kirche verlangt, an ihr vermißt wird. Wirken in der Welt! nichts Andres. Aber freilich von der Kirche wird es verlangt.

Wir wünschen der Drewsschen Schrift die größte Verbreitung und tiefste Wirkung. Auch zu Gunsten des Aufrufs auf der letzten Seite voriger Nummer, der eine „Volkskirchlich-soziale Vereinigung für Preußen" anstrebt. Die einmal begonnene Auseinandersetzung

über das, was die Kirche sei und soll, (Nr. 25, 39. 43) wollen wir fortsetzen in Anknüpfung an das Buch von Heinrich Matthes: Aussichten und Aufgaben der evangelischen Landeskirchen in der Gegenwart. Gießen, Töpelmann 1909. 96 S. 2,60 Mk. R

Arbeiten und nicht müde werden. Vier Predigten über die Unkirchlichkeit unsrer Gemeinden, gehalten in der St. Katharinenkirche zu Braunschweig von A. Stock, Pastor an St. Katharinen. Braunschweig, F. Neumeyer 1908. 38 S. 1 Mk.

Stocks Aufsatz in Nr. 45 der Christlichen Welt „Der evangelische Gemeindegedanke“ darf in seinen Klagen und Anklagen auf der Rechten und auf der Linken auf Zustimmung hoffen. So viel geschehen ist, um das Sulzesche Gemeindeideal zu verwirklichen, so unbefriedigend ist doch bis jetzt der Erfolg, so deutlich ist die Empfindung, daß Ausbau oder Umbau dieses Ideals nötig ist. Der Aufsatz Stocks wird wesentlich ergänzt und begründet durch den ergreifenden Appell, den er in den obigen Predigten an die eigne Gemeinde im August und September des vorigen Jahres gerichtet hat, wie es scheint, ohne wesentlichen Erfolg; mögen die gedruckten Predigten die erreichen, die den gesprochenen fern zu bleiben pflegen! Gustav Gerok

Kleine Mitteilungen. Der heutige Artikel Hackmanns über die Stellung des Glaubens zur Geschichte und zum geschichtlichen Jesus wird eine davon ganz unabhängige Fortsetzung und Ergänzung in nächster Nummer finden: über die providentielle Bedeutung der „Streichung“ Jesu aus der Weltgeschichte.

Eine der interessantesten Zeitschriften, die wir heute haben, ist die internationale Revue Dokumente des Fortschritts, herausgegeben von Professor Rodolphe Broda in Paris, dreisprachig. (Deutsche Ausgabe Verlag Georg Reimer Berlin, 10 Mark das Jahr.) Das neuste Heft enthält einen Artikel von Emile Flourens, ehemaligem Minister des Auswärtigen in Frankreich, über die deutsche Hegemonie in Europa und ihre sozialpsychologischen Ursachen. Während er den Niedergang Frankreichs zurückführt auf den dort herrschenden Agnostizismus (den falsch, französisch verstandenen Kant), sieht er unsre Stärke in einer besseren Philosophie, in unserm moralischen Imperativ, unserm Glauben (wir können sagen: dem richtig, deutsch verstandenen Kant). Es fordert von seinem Volke Abkehr vom philosophischen Nihilismus, dann werde er „dem einstigen Gegner wenn nicht überlegen, so doch ebenwürtig werden. Die deutsche Hegemonie in Europa wird damit ein Ende nehmen, aber deutsche Tüchtigkeit wird ihren besten Triumph errungen haben.“ Der ganze Artikel böte einen wundervollen Bußtagstext — auch für uns. Besinnung auf die großen Werte, die wir unser nennen dürfen, und Prüfung, ob wir sie denn auch recht schätzen, hegen, mehren. (Wie stolz waren wir z. B. immer gerade auf unsre Marineverwaltung — und nun dieser Kieler Werft-Prozeß!)

Wie wir einer Korrespondenz des Dr. Curt Abel-Musgrave entnehmen, findet die große Kongo-Demonstration in London (vgl. Nr. 45) nicht am 16., sondern am 19. d. M. statt. Nach derselben Quelle hat die Zahl der Eingebornen unter König Leopolds Regime sich von 45 Millionen auf nur 9 Millionen vermindert! Für Deutschland wäre Ursache genug, sich an dem Druck, den England zu Gunsten von Reformen auf Belgien ausübt, zu beteiligen, daß es doch auch mit unter der Uebertretung des Kongo-Vertrags leidet, der freien Handel für alle Völker ausbedang. In Berlin ist der Kongo-Staat geboren worden, unter ganz klaren Bestimmungen haben die Mächte „im Namen des allmächtigen Gottes“ ihn damals anerkannt. So haben wir materielle und ideelle Ursachen, uns um unser afrikanisches Nachbarland zu kümmern. Wie tief es geht, wenn der belgische Staat heute mit eingreifenden Reformen einsetzt, kann man nicht beurteilen. Schaden kann es nicht, wenn sein Eifer durch internationales Interesse gestärkt wird. Im übrigen wären wir dankbar, wenn ein persönlich Kundiger uns über diese Sache schriebe; auch unsre bessere Presse schöpft zu viel aus zweiter und dritter Hand. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöse Diskussions-Abende. Donnerstag 9. Dezember in der Aula des ehem. Friedrich-Werderschen Gymnasiums Dorotheenstraße 13/14: Kunst und Ethik. Pfarrer A. Boehm.

Breslau. Freitag 26. November 8 1/4 Uhr im Hause der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur Matthiaskunst: Offenbarungsglaube. D. Wobbermin.

Cassel. Freitag 19. November 8 1/4 Uhr im Evangelischen Vereinshaus: Ueber religiöse Erziehung. Professor Sandrock.

Chemnitz. Montag 22. November: Ueber den Einfluß der Religion auf die moderne Staatenbildung. Professor Dr. Knauth-Freiberg.

Cöthen. Mittwoch 24 November 4 Uhr in Rumpfs Hotel: Bibel und archäologische Forschung. Oberlehrer Bosse-Cöthen.

Dresden. Mittwoch 1. Dezember 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Christus in der neuesten sozialdemokratischen Literatur. Klepl.

Gießen. Montag 29. November 8 1/2 Uhr im Hotel Schütz, Bahnhofstraße: Religion und Moral. Rade.

Halle. (Vereinigung Halle-Stadt) Freitag 3. Dezember 8 Uhr im Evangelischen Vereinshaus Kleine Klausstraße: Was wissen wir von Jesus?

Kandrzin. Montag 22. November 3 Uhr: Der historische und religiöse Wert des Johannesevangeliums. Dozent Erunewald.

Leipzig. Dienstag 30. November 8 Uhr bei Kitzing und Helbig Petersstraße, Passagensaal: Das Abendmahl. Pastor Lic. Gottfried Naumann.

Marburg. Dienstag 30. November 8 1/2 Uhr im Ritter: Zur Psychologie des Verbrechertums. Fritz Philippi.

Nordhausen. Mittwoch 24. November 1/2 5 Uhr in der Hoffnung: Ist unser Glaube an Gott als den Vater noch haltbar?

Stuttgart. Montag 22. November 1/2 8 Uhr im Herzog Christoph: Die Religion unserer Klassiker 1. Lessing. Pfarrer Kosink-Crispenhofen.

Freunde der Christlichen Welt Württemberg

Programm der Vortragsreihe 1909/10

Stuttgart im Herzog Christoph

Thema: Die Religion unserer Klassiker

Montag 22. November abends 1/2 8 Uhr: „Lessing“: Pfarrer Kosink-Crispenhofen

Montag 17. Januar: „Schiller“: Stadtpfarrer Dörrfuß-Neuenstein.

Montag 14. Februar: „Herder“: Stadtpfarrer Günther-Backnang.

Montag 14. März: „Goethe“: Repetent Paulus-Tübingen.

Montag 4. April: „Richard Wagner“: Repetent Paulus-Tübingen.

Einzelne augenleidende Dame sucht ein wirklich gebildetes **junges Mädchen** zum 1. Januar, welches die Korrespondenz übernimmt und gern ernstere Bücher vorliest; außerdem ist das Dienstmädchen zu überwachen und Handarbeit falls nötig zu machen. Adressen nebst Gehaltsansprüchen zu senden an **Frau Stadtrat Eberty, Berlin,** W. 10. Von d. Heydtstr. 9.

Lic. Dr. **Friedrich Rittelmeyer** hat eine Gabe dem Pfarrerstand gewidmet, wie sie selten gemacht wurde, ein Buch, das unter dem Titel

Der Pfarrer

340 Aphorismen über Erlebtes und Erstrebtes enthält, und bei **Heinrich Kerler**, Verlags-Conto, **Ulm**, erschienen ist. (2 1/2 Mk. geb.) Von dems. Verfasser seien empfohlen: **Nietzsche** und die Religion. (1 Mk. 80 Pfg), **Tolstois** religiöse Weltanschauung. (2 Mk.)

Alkoholentwöhnung
zwanglos. Rittergut Nimbsch b. Sagan, Schlesien. Arzt. Prsp. fr.

Unser Christenglaube

von Prof. D. M. Schian in Gießen. 2. Tausend. Fein geb. 2 M.

Ueber die 1. Auflage (Verlag von Waetzel, Freiburg) schrieb Prof. Niebergall in der Chr. Welt (1904, Nr. 38), daß ein Suchender unter den Gebildeten ihm „einen wahren Dankeshymnus geschrieben“ habe, weil das Buch für ihn ein Erlebnis geworden sei. „Wer nicht mit Suchenden disputieren, sondern ihnen helfen will, gebe oder empfehle ihnen dieses Buch“, schließt die Besprechung.

Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht

Junges Mädchen, (nicht unter 18 Jahren), das seine Kenntnisse im Haushalt vervollständigen will, findet vom 1. Dezember ab Aufnahme im evangelischen Pfarrhaus zu **Erbach** im Rheingau.

Monatschrift für Pastoraltheologie
begründet von H. A. Köstlin
herausg. von
D. P. Wurster u. Lic. R. Günther
Jährlich 12 Hefte. Mk. 6.—
Verlag von
Reuther & Reichard, Berlin W. 35

VI. Jahrgang. Inhalt des 2. Heftes: **Zum Gedächtnis Heinrich Bassermanns.** Von J. Bauer. — **Calvin-Predigt.** Von K. Bauer. — **Aus dem Leben einer amerikanischen Universität.** Von C. Clemen. — **Die Homilie in rein analytischer Form.** Von Fr. Zippel. — **Missionserfahrungen.** Von H. Mürdel. — **Bücheranzeigen.** — **Aus der neuesten Literatur.** — **Aus Zeitschriften.**

Soeben erschien:

Noris 1910

Jahrbuch für protestantische Kultur
Herausg.: Dr. Pöhlmann-Nürnberg. Verl.: Friedr. Korn-Nürnberg

Inhalt: **Das religiöse Problem** (A. Pauli-Mainberg) — **H. Hegel in Nürnberg** (Dr. Geyer-Nürnberg) — **Künstlerische Wahrheit** (Dr. Rée-Nürnberg) — **Johannes Müller und Rudolf Eucken** (Dr. Pöhlmann-Nürnberg) — **Vom Jugendgericht** (Landgerichtsdirektor Rohmer-Nürnberg) — **Gedanken eines Laien über den Religionsunterricht** am humanistischen Gymnasium (Dr. Schott-Regensburg) — **Junge Leute,** Material zur **Jugendpsychologie** — **Die zehn Gebote** (Dr. Pöhlmann) — **J. C. K. Hofmann und der Liberalismus** (Dr. Siegmund Günther-München) — **Der Erlanger Theologe Johannes von Hofmann** (Dr. Wapler-Stolp) — **Kalvin und die protestantische Kultur** (Th. Lang-Nürnberg) — **Volksfeste** (Dr. Pöhlmann) — **Eine Statistik über die volkstümlichen Hochschulkurse** in Nürnberg 1908 (A. Stahl) — **Und die Wasser steigen; Großstadtfriedhof** (Olga Pöhlmann-Nürnberg) — **Chronik.**

Preis: elegant geheftet Mk. 2.—, schön gebunden Mk. 2.50

Verlag der Friedr. Kornschen Buchhandlung Nürnberg
Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Neuerscheinungen von C. Bertelsmann in Gütersloh

Jetzt vollständig! **Die Missionstexte des Neuen Testaments in missionsgeschichtl. Beispielen.** Hilfsbuch zu Lic. Dr. G. Mayers Meditationen u. Predigtdispositionen v. P. Herm. Schade. Zuletzt erschien: 4. Abt.: 1. Petrusbrief bis zur Offenbar. Johannis. Mit Generalreg. 2 M., geb. 2,50 M. — Die 5 Bde. zus. 10 M., geb. 12 M. Eine treffliche Ergänzung zu den bekannten Mayer'schen Dispositionen; aber auch als selbständiges Werk eine wertvolle und beachtenswerte Gabe für Geistliche und Leiter von Vereinen.

Die Mission in der Schule. Ein Handbuch für den Lehrer. Von Prof. D. G. Warneck. 12. verb. Aufl. 2 M., geb. 2,50 M. — Mit Missionskarte von K. Heilmann. 2,70 M., geb. 3,20 M.

Wie ich die Herero lieben lernte. Von Hedwig Irle. Mit 10 Illustrationen. 1,60 M., geb. 2 M. Ein prächtiges Buch, Missionsinteresse zu wecken, auch zum Vorlesen in Vereinen.

Neue Prospekte über Missionsliteratur gratis

Wer verschafft **einer in unverschuldete Not geratenen Witwe** Mutter von drei unerzogenen Kindern, **für sofort Stellung als Haushälterin,** am besten bei alleinstehendem älterem Herrn oder kinderlosem Ehepaar? Dieselbe hat längere Jahre eine Fremdenpension in einem Badeort Mitteldeutschlands gut geführt und ist 48 Jahre alt. Die Not ist bitter!

Wer nähme **12jährige,** recht begabte **Tochter** vorgenannter Witwe in **strenge Familienerziehung?** — eventuell spätere Ermittlung einer Erziehungsunterstützung aus Waisenfonds! — Eilige Hilfe tut not! Zu weiterer Auskunft gern bereit!

Fulda, den 25. Oktober 1909 **Reich,** Pfarrer

Wir suchen zum 1. Januar ein erfahrenes, arbeitsfreudiges, gebildetes **Mädchen** zur vollständigen Entlastung der Hausfrau und zum Miterziehen unserer vier Kinder. Tüchtiges Dienstmädchen vorhanden.
Eisenberg S. A. Pastor Ranft

Haucks eben vollendete 3. Auflage der **Realenzyklopädie** für protestantische Theologie und Kirche zu verkaufen gesucht unter H R durch die Redaktion des Blattes.

200 000

Schriften Fr. Naumanns

wurden in den letzten Jahren vom unterzeichneten Verlag hergestellt.

Besonders empfohlen seien:

Briefe über Religion. Mod. kart. 1,50
„Alia", Eine Orientreise. Fein gebd.. . . . . . 4,—
Ausstellungsbriefe. Ein Buch der Arbeit. Mod. kart. 3,– , eleg. gebd. 4,—
Sonnenfahrten. Reisebriefe. Mod. kart. 3,—, eleg. gebd. 4,—
Form und Farbe. Ein Hausbuch der Kunst. Mod. kart. 3,—, eleg. gebd. 4,—
Der Geist im Hausgestühl. Fein kart. 0,50
Neudeutsche Wirtschaftspolitik. Fein brosch. 4,—, eleg. gebd. 5,—

Prospekt C. W. kostenlos vom

Buchverlag der „Hilfe" G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 35

Empfehlenswerte Geschenke für jüngere Geistliche:

Sammlung von Lehrbüchern der praktischen Theologie

Herausgeg. von Prof. D. **H. Hering**
Geh. Kons.-Rat in Halle

I. **Hering, D. H., Die Lehre von der Predigt.** Mk. 10.—, geb. Mk. 11.50.
II/III. **Rietschel, D. G., Lehrbuch der Liturgik.** I. Band: **Die Lehre vom Gemeindegottesdienst.** Mk. 11.—, geb. Mk. 12.50. II. Band: **Die Kasualien.** Mk. 8.50, geb. Mk. 10.—.
IV. **Sachsse, D. E., Evang. Katechetik. Die Lehre von der kirchlichen Erziehung** nach evang. Grundsätzen. Mk. 7.50, geb. Mk. 8.50.
V. **Köstlin, Dr. H. A., Die Lehre von der Seelsorge** nach evang. Grundsätzen. Zweite neubearb. Auflage. Mk. 8.—, geb. Mk. 9.—.
VI. **Wurster, Dr. P., Die Lehre von der inneren Mission.** Mk. 7.—, geb. Mk. 8.—.
VII. **Köhler, Dr. K., Lehrbuch des deutsch-evangelischen Kirchenrechts.** Mk. 6.—, geb. Mk. 7.—.

Bei Abnahme sämtlicher 7 Bände auf einmal statt Mk. 57.— Mk. 50.—; geb. statt Mk. 66.50 Mk. 57.—.

Bousset, W.: Die Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter. 2., vollständig neubearb., verm. Aufl. Geb. Mk. 13.50.

Ecke, G.: Die evang. Landeskirchen Deutschlands im XIX. Jahrhundert. Blicke in ihr inneres Leben. Geb. Mk. 9.—.

Bütten! **Verlobungsbriefe** u. dgl. auf echten Büttenpapieren oder besten schweren mattsatinierten Stoffen werden schnell, billig und stilgerecht in Empire- oder altdeutschen Schriften angefertigt. 100 Verlobungsbriefe im Format 22×35 cm in ff. matt Elfenbein mit Umschlägen 11,25 M., 200 17,75 M., 300 24 M. portofrei gegen Kasse. **Druckerei Bauer, Marburg a. L.**

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover
(**Protektor: Seine Majestät der Kaiser**)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 348 176 838 M. Vermögensbestand 124 375 000 M. Ueberschuß im Geschäftsjahre 1908: 3 682 465 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese unsere Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.**
Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

PIANUS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an
Höchster Rabatt. Kleine Raten. Pianos und Harmoniums zu vermieten. Prachtkatalog Mk. 6 gratis. Größter Umsatz. Allergünstigste Bezugsquelle. Firma 1851 gegr.
WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, GIESSEN Obweg 153

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu zwei literarische Beilagen von der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten (Werke von E von Handel-Mazzetti); und von der Verlagsbuchhandlung Quelle und Meyer in Leipzig (A von Domaszweski, Geschichte der römischen Kaiser)